

ISSN 0259-7446
EUR 6,50

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

Thema:

Protokoll, Poesie, Pose

**Zum Wandel des Tagebuchs in Form,
Struktur und Zielsetzung**

**Struktureller Wandel des Tagebuchs
Erik Bauer & Gaby Falböck**

**Überraschend kommunikativ
Li Gerhalter**

**Wir Weltreisenden
Michael Klemm**

**Zeugnisse des Alltags
Peter Gentzel, Christian Schwarzenegger &
Anna Wagner**

Research Corner

**„Mutti, Mutti, wie weit bist Du
doch von mir entfernt.“
Veronika Siegmund**

**HerausgeberInnen:
Gaby Falböck, Erik Bauer &
Thomas Ballhausen**

4/2020

Jahrgang 35

medien & zeit

Inhalt

| | |
|---|----|
| Struktureller Wandel des Tagebuchs Vom verinnerlichten Geheimnis zum performativen Konstrukt Erik Bauer & Gaby Falböck..... | 5 |
| Überraschend kommunikativ Geheimnisse und andere Funktionen von Tagebüchern von Jugendlichen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Li Gerhalter..... | 20 |
| Wir Weltreisenden Reisetagebücher in Weblogs und Instagram zwischen multimodalem Storytelling und visueller Pose Michael Klemm..... | 32 |
| Zeugnisse des Alltags Tagebuchverfahren als Quelle und Methode in der (historischen) Kommunikationsforschung Peter Gentzel, Christian Schwarzenegger & Anna Wagner..... | 45 |
| Research Corner | |
| „Mutti, Mutti, wie weit bist Du doch von mir entfernt.“ Tagebuchschreiben im KLV-Lager zwischen politischer Instrumentalisierung und individueller Praxis (1940-1945) Veronika Siegmund..... | 60 |
| Rezensionen | 70 |

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger

Verein: Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)
Währinger Straße 29, 1090 Wien
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)

Der AHK wird vom Institut für Publizistik- und Kommunikati-
onswissenschaft der Universität Wien unterstützt.

HerausgeberInnen

Gaby Falböck, Erik Bauer & Thomas Ballhausen

Redaktion Buchbesprechungen

Gaby Falböck, Thomas Ballhausen, Christina Krakovsky

Redaktion Research Corner

Erik Bauer, Christina Krakovsky, Thomas Ballhausen

Lektorat & Layout

Diotima Bertel, Barbara Metzler &

Diotima Bertel, Daniela Schmidt

Prepress & Versand

Grafikbüro Ebner, Wiengasse 6, 1140 Wien

Erscheinungsweise & Bezugsbedingungen

medien & zeit erscheint vierteljährlich gedruckt und digital

Heftbestellungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

Jahresabonnement für StudentInnen:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

sowie auf <http://www.medienundzeit.at>

Bestellung an:

medien & zeit, Währinger Straße 29, 1090 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

Advisory Board

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Stefanie Averbek-Lietz** (Bremen)

Prof. Dr. **Markus Behmer** (Bamberg)

Dr. **Thomas Birkner** (Münster)

Prof. Dr. **Hans Bohrmann** (Dortmund)

Prof. Dr. **Rainer Gries** (Jena, Wien)

Univ.-Prof. Dr. **Hermann Haarmann** (Berlin)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Susanne Kinnebrock** (Augsburg)

Univ.-Prof. Dr. **Arnulf Kutsch** (Leipzig)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Maria Löblich** (Berlin)

Univ.-Prof. Dr. **Ed Mc Luskie** (Boise, Idaho)

Dr.ⁱⁿ **Corinna Lühje** (Rostock)

Prof. Dr. **Rudolf Stöber** (Bamberg)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Martina Thiele** (Salzburg)

Vorstand des AHK

Dr.ⁱⁿ Gaby Falböck, Obfrau

Prof. Dr. Fritz Hausjell, Obfrau-Stv.

Dr. Christian Schwarzenegger, Obfrau-Stv.

Mag.^a Christina Krakovsky, Geschäftsführerin

Mag.^a Diotima Bertel, Geschäftsführerin-Stv.

Dr. Norbert P. Feldinger, Kassier

Dr. Erik Bauer, Kassier-Stv.

Julia Himmelsbach, Bakk.^a, Schriftführerin

Mag.^a Daniela Schmidt, Schriftführerin-Stv.

Dr. Thomas Ballhausen

Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitzch

Ing. MMMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA

Mag. Bernd Semrad

Mag. Roland Steiner

ISSN 0259-7446

Editorial

*you had to sneak into my room
just to read my diary*
Morrissey: Suedehead

Tagebücher sind als literarische Textsorte wie auch als historische Quelle von besonderer Bedeutung für die medien- und kommunikationshistorische Forschung. Gleichmaßen abgegrenzt von wie auch verwandt mit anderen Ausdrucksformen (z.B. Journal, Notizbuch) finden sich im Tagebuch, je nach Beispiel, künstlerischer Gestaltungswille, Kommentar des Allgemeinen und Reflexion des Intimen miteinander verbunden: Als medien- und eben auch literaturgeschichtliche Konstante haben sie, so die Forschungsliteratur, spätestens mit dem 18. Jahrhundert den Rückzug ins Private begleitet und ab der Moderne neue Formen von Öffentlichkeit – und damit auch von Veröffentlichung im medienübergreifenden Sinne – für sich reklamiert. In der Aushandlung eines neuen Verständnisses von Subjekt als auch von Subjektivität finden sich in diesen vielschichtigen Quellen Fragen des Erlebens, der Wertung, Orientierung und der Sinnstiftung entlang einer Verschriftlichung bzw. medial gestützten Konkretisierung von Zeit gebündelt. Diese Vielfältigkeit und nicht zuletzt die thematisch-formale Bandbreite, die sich in Tagebüchern potentiell abgeformt sehen kann, machen zumindest einen Teil ihres charakteristischen, aus wissenschaftlicher Sicht nicht zuletzt auch problematischen Reizes aus. Die zugeschriebene Unmittelbarkeit der chronologischen Dokumente, denen erst verhältnismäßig spät auch der Status eines Werkes zugebilligt wurde, überblenden die sogenannten großen historischen Entwicklungen, die als solche oftmals erst retrospektiv als diese festgeschrieben wurden, und die individuellen Ereignisse, die Sorgen, Erfolge und Routinen. Das Ansinnen einer Fassbarmachung des Lebens – die sich beim (Wieder-)Lesen dieser Texte ebenso einstellt wie beim eigentlichen Moment der Niederschrift bzw. im Rahmen nachgereihter, z.B. editorischer Prozesse – ist, unabhängig vom ästhetisch-literarischen Eigenanspruch, als eine Form von Erkenntnisarbeit verstehbar. Das Tagebuch bietet Vergewisserung, Rückhalt oder auch Rückzug, in den düstersten Zeiten ist es der letztmögliche, innerste Dialog. Dem Feld des Biographischen zugeschlagen knüpfen sich aber nicht nur Entwürfe von Geheimnis, Schreibakt oder Be-

kenntnis daran, sondern, insbesondere mit dem Einrechnen einer vorsätzlich adressierten und vermehrt erreichten Öffentlichkeit im Sinne von Publikum, auch von Inszenierung, Gebrauch und Sichtbarkeit.

Ausgehend von diesen und weiterführenden Überlegungen wurde 2019 das international besetzte Symposium „Protokoll, Poesie, Pose – Zum Wandel des Tagebuchs in Form, Struktur und Zielsetzung“ in Kooperation zwischen dem Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung und der Pressedokumentation der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur/Literaturhaus Wien umgesetzt. Im Zentrum der gut besuchten Veranstaltung stand, neben dem Versuch der medien- wie kommunikationshistorischen als auch literaturgeschichtlichen Einordnung des Tagebuchs, insbesondere die Herausarbeitung eines Spannungsverhältnisses von thematischen Kontinuitäten und formalästhetischen Umbrüchen. Auf der Grundlage der Vorträge und des einsetzenden, weiterführenden und sehr intensiven Austauschs wurden folgende Texte zur Veröffentlichung ausgewählt: **Erik Bauer** und **Gaby Falböck** eröffnen die Erkundungen des Tagebuchs mit einer kompakten Darlegung der Geschichte des diaristischen Schreibens von der analogen Gestalt des Tagebuchs von Heranwachsenden im 18. Jahrhundert bis zur digitalen Form des heute praktizierten Weblogs. Sie zeichnen damit gleichsam eine Historie der Arbeit am Selbst. Gestützt auf das Denkwerkzeug von Michel Foucault und die Erweiterung dieses Sets durch den koreanischen Philosophen Byung-Chul Han wird das Führen eines Tagebuchs begriffen als Identitätsarbeit und damit als Ausverhandlungsprozess des Ichs mit der Umwelt. Wie im Beitrag ausgeführt wird, erfährt dieser Prozess eine radikale Transformation, die sich in drei Figuren fassen lässt. Das Tagebuch als Ort der „Geheimnisse und Geständnisse“ gerät zum Format der „freiwilligen Selbstpreisgabe“ und überformt sich schließlich zur „Performanz“ und damit zur auf öffentliche Wirkung abzielende Selbstdarstellung. Nach diesem theoriegeleiteten, breit angelegten Blick auf das tägliche Schreiben, der inneren Intentionen dieses Tuns wie der darauf einwirkenden Kräfte von Außen und dem sich daraus ableitenden Wandel schließen Studien zu ausgewählten Momenten der Diaristik an und eröffnen damit detailreiche Bilder des Schrei-

bens in der jeweiligen Zeit. Den Auftakt macht die Wiener Zeithistorikerin **Li Gerhalter**, die Tagebücher von Mädchen und jungen Frauen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auswerte. Sie führt zunächst aus, welche Formen der diaristischen respektive autobiographischen Selbstzeugnisse von jungen Menschen Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts existierten und welche Funktionen diese innehatten. Ausgehend davon greift sie eine der naheliegendsten Assoziationen zum Thema Tagebuch, nämlich jene des verschriftlichten Geheimnisses, auf und zeigt welche materiellen Ausprägungen dieses Spiel mit dem Geheimen hervorbrachte, wie sich dieses Spiel auf der Textebene von Tagebüchern nachlesen lässt und welche Bedeutung das Teilen dieses Geheimnisses mit anderen für die Heranwachsenden hatte.

Nach dieser Ausleuchtung der Schreibpraxis zu Beginn des 20. Jahrhunderts unternehmen wir einen Zeitsprung in die Gegenwart. **Michael Klemm** betrachtet – nach einer kompakten Skizze der Entwicklung von Reiseerzählungen – das Phänomen der Reiseblogs in sozialen Medien des 21. Jahrhunderts. Der Koblenzer Kulturwissenschaftler greift damit den zweiten Moment menschlicher Existenz auf, der wie die Tagebuchforschung hervorbrachte, zum täglichen Schreiben veranlasst: Unterwegs sein und damit tägliche Veränderungen erfahren, dokumentieren und verarbeiten soll und kann im Format des Tagebuchs gelingen. Die digitalen Plattformen der Gegenwart eröffnen AutorInnen von Weblogs auch unterwegs eine Reihe von Möglichkeiten – von der lückenlosen Dokumentation der Planung und Vorbereitung, der Erfahrung des Aufbruchs, der Passage wie des Ankommens bis zur Anreicherung dieses Erlebens mit Bild, Video und Audiodokumenten. Die Dialektik dieser Fülle an Möglichkeiten ist mit jener des WorldWideWeb gleichzusetzen: Die Überflutung mit Information betrifft auch jene zum Thema Reisen. Kein Ort ist unentdeckt, kein Fotopoint ungenutzt, keine Perspektive neu, keine Inszenierung absolut innovativ. Die von Klemm genauer untersuchten Weltreisenden bewegen sich stets in den Spuren der Anderen und wiederholen, auf ihrer Suche nach dem Authentischen, doch stets das Gleiche. Die individuelle, ihrer genuinen Idee zufolge private Erfahrung des Aufbruchs ins Unbekannte wird durch die Möglichkeiten der digitalen Vernetzung zur Selbstinszenierung und zur Echtzeit-Erzählung mit dialogischem, überwiegend auch werblich-kommerziellem Charak-

ter. Innerhalb dieser spezifischen Blogosphäre entsteht somit eine Ikonographie des Reisens, die Klemm nachzuzeichnen trachtet. Während in den Weblogs sprachlich ausgefeilte Narrative und existentielle Reflexionen, angereicht mit multimedialen Ergänzungen anzutreffen sind, dominiert auf der Plattform Instagram eindeutig das ästhetisch perfekte, in seiner Farbkomposition ausgewogene Bild und der griffige, emotionalisierende Hashtag.

Nach dieser Momentaufnahme auf aktuelle Formen von Reiseblogs, deren Entwicklung zu beobachten sein wird, nehmen **Peter Gentzel**, **Christian Schwarzenegger** und **Anna Wagner** das Tagebuch als Quelle der Forschung und die damit einhergehenden methodischen Herausforderungen wie auch als Instrument der Forschung in den Blick. Das AutorInnen trio widmet sich zunächst der Form wie den erwartbaren Inhalten und damit dem Charakter des Tagebuchs, die in der historischen Forschung als Überrest und nicht intendierte Quelle kategorisiert wird, um sodann die Herausforderungen an die historisch wie zu aktuellen Phänomenen Forschenden aus der Literatur zu extrahieren. Der Einsatz des Tagebuchs als Instrument in meist methodischen Triangulationen wird im zweiten Abschnitt des Beitrags erhellt. Die Potenziale der Methode reichen – wie die AutorInnen schließen – sowohl zur Generierung qualitativer wie auch quantitativer Daten und damit weit, bedürfen allerdings des klug durchdachten, sensiblen Einsatzes.

Der Beitrag zur Research Corner in dieser Ausgabe schließt sich chronologisch an den Aufsatz von Li Gerhalter an: **Veronika Siegmund** wirft in ihrem Text ein Schlaglicht auf die Erziehungspraxis des Tagebuch-Schreibens fern ab des diesbezüglich vorderhand auf den weiblichen Nachwuchs einwirkenden bürgerlichen Milieus: Sie beleuchtet das Tagebuch als Instrument der politischen Propaganda im Zuge der *erweiterte Kinderlandverschickung* (KLV), einer ab 1940 im NS-Staat existierenden Initiative um Kinder aus von Bombardierung bedrohten Großstädten zu evakuieren. Diaristisches Schreiben, angeleitet von ideologiekonformen ErzieherInnen diente vorderhand der Rezeption der daheimgebliebenen Familie wie der Relektüre der Nachwelt. Erstere sollte in den vermeintlich geheimen Worten von den positiven Erlebnissen ihrer Kinder lesen und damit Ermutigung im Glauben an das deutsche Reich speisen. Letztere sollte durch das Lesen der authentischen kindlichen Worte die eigenen Erinnerungen überformen wie die

Durchdringung des deutschen Geistes bis in die jüngsten Mitglieder des Systems ableiten. Wie Siegmund mittels Inhaltsanalyse zweier Tagebücher der Initiative KLV erkennen kann und an der Kategorie Heimweh ausführt, bergen die Texte mehr und damit auch differenziertere Botschaften als von den OrganisatorInnen des kollektiven Schreibens intendiert.

Die im Heft versammelten Beiträge unterstreichen anschaulich die ungebrochene Aktualität von Tagebüchern als Quellen und Forschungsgegenstände. Unabhängig von medialen Ver-

schiebungen und Weiterentwicklungen lassen sich Kontinuitäten nachweisen, die einmal mehr die Gegenwärtigkeit mediengeschichtlicher Phänomene verdeutlichen.

medien & zeit schließt wie gewohnt mit Rezensionen.

Eine interessante Lektüre wünschen

**Gaby Falböck, Erik Bauer &
Thomas Ballhausen**

Struktureller Wandel des Tagebuchs: Vom verinnerlichten Geheimnis zum performativen Konstrukt

Eine Skizze zu theoretischen Figuren anhand von Michel Foucault und Byung-Chul Han

Erik Bauer & Gaby Falböck
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,
Universität Wien, FH St. Pölten

Abstract

Im Tagesrhythmus geschrieben, erzählend vom oftmals gleichförmigen Alltag, eine Dokumentation des Heute und des Status Quo ohne Wissen über das Morgen und den Weiterverlauf bzw. Ausgang der Geschichte, verfasst in Zeiten des Wandels, nicht zwingend voller Geheimnisse und nicht zwingend geheim gehalten, monologisch oder dialogisch – aufgrund seiner Fülle an außergewöhnlichen Merkmalen nimmt das Tagebuch seit jeher einen besonderen Status in der Forschung zum autobiographischen Schreiben ein. In den letzten Jahren sondierte die geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung deshalb vor allem den Umgang mit dem Diarium als Quelle. Vorliegender Beitrag intendiert das Tagebuch in seiner tradierten Form als analoges Diarium wie auch in seiner neueren Form als digitales Weblog auf Implikationen von Macht hin auszuleuchten. Mit dem Griff in den theoretischen Werkzeugkasten von Michel Foucault wie in jenen des südkoreanischen Philosophen Byung-Chul Han, der das bewährte Foucault'sche Set weiterentwickelte, skizzieren wir eine Geschichte des Wandels vom analogen zum digitalen Schreiben für den Tag.

Der wissenschaftshistorischen Auseinandersetzung von Li Gerhalter folgend, dient das Tagebuch der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschung seit ca. 1880 als Quelle: Zunächst als Elterntagebuch für die evolutionsbiologische und später psychologische Erforschung von Kindern, ab 1920 in der Folge für die Erhellung des Lebensabschnitts Jugend. In den 1930er-Jahren stützt sich die empirische Sozialforschung bei ihrer Ausleuchtung des Elends und der Lebensrealität der Arbeiterklasse auf Selbstzeugnisse von Betroffenen. Mit der Etablierung eines neuen Geschichtsverständnisses – der Geschichte von unten – in den späten 1970er-, frühen 1980er-Jahren und damit der Beschäftigung mit Erinnerungen und Erfahrungen von Menschen fern der Elite geriet das biographische Schreiben neuerlich in den Blick der Wissenschaft (Gerhalter 2017). Die Frage nach der Interpretation und Auswertung der Quellen aufgrund der Komplexität dieses Schreibens erfuhr in der rezenten Forschung eine neuerliche Kon-

junktur und wurde transdisziplinär verhandelt (Gold, Holm, Bös & Nowak 2008; Steuer & Graf 2015; Hämmerle & Gerhalter 2015). Die Ausleuchtungen des Tagebuchs als Quelle finden demnach statt. Vor dem Hintergrund der Transformation des analogen Tagebuchs ins digitale Weblog intendiert der folgende Beitrag unter Bezugnahme auf Michel Foucault und Byung-Chul Han eine weitere Perspektive auf diese alte und neue Form des diaristischen Schreibens aufzuzeigen. Mittels Einsatz des Foucault'schen Sets zur Erhellung des Schreibens „als Technik des Selbst“ sollen die, selbst dem analogen Diarium innewohnenden Implikationen von Macht betrachtet werden. Die an Foucault andockenden, gedanklichen Weiterentwicklungen Byung-Chul Hans erlauben es die verdeckten Wirkkräfte im Weblog differenzierter zu betrachten. Damit soll mit diesem Text der durchaus experimentelle Versuch unternommen werden, neben einer historischen Skizze der Entwicklung des Tagebuches einen möglichen Theorierahmen für

seinen strukturellen Wandel abzustecken – vor allem in Hinblick auf den für die Kommunikationswissenschaft bedeutsamen Übergang und Wandel zum digitalen Weblog.

Ferner rücken wir – ausgehend vom drei Ebenen Modell von Öffentlichkeit – jene einfache Öffentlichkeit (Klaus 2017), die von der kommunikationswissenschaftlichen Forschung als Randerscheinung im Spektrum der Debatte um Soziale Medien wahrgenommen wird, ins Zentrum.

Das Unterfangen, Michel Foucault, vor allem sein Werk *Sexualität und Wahrheit*, auf den Bereich der Medien anzuwenden, ist keineswegs neu:

„Was Foucault exemplarisch an der Sexualität aufweist, ist zumindest seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wesentlich eine Funktion medialer Vermittlung. Die Prozeduren der Massenmedien sind entscheidend am Transfer bislang verborgenen Wissens“
(Dorer & Marschik 1993, 16)

Wie Dorer und Marschik in *Kommunikation und Macht* (1993) verdeutlichen, hat Foucault selbst seine theoretischen Bemühungen explizit als „Werkzeugkasten“ angesehen, aus dem man einfach Elemente herausnehmen soll:

„All meine Bücher [...] sind, wenn Sie so wollen, kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie aufmachen wollen und diesen oder jenen Satz, diese oder jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden, um die Machtssysteme kurzzuschließen, zu demontieren oder zu sprengen, [...] nun gut, umso besser.“
(Foucault 1976a, 53, zit. n. Dorer & Marschik 1993, 17)

War bei Foucault im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit – der Wille zum Wissen* das Verhältnis von Geheimnis und Geständnis Thema, geht es einige Jahre später, im dritten Band der Reihe *Die Sorge um Sich* (Foucault 1989) um „Selbsttechniken“, und in diesem Zusammenhang wiederum um das Schreiben von Tagebüchern. Beides Motive, die dazu anregen, diese Foucault'schen Werkzeuge auch am vorliegenden Thema zu erproben.

Der aus Südkorea stammende und bis vor kurzem als Professor an der Berliner Universität der Künste lehrende Philosoph Byung-Chul Han führte diese Foucault'schen Denkfiguren

vor allem in seinen Werken *Transparenzgesellschaft* (2012) und *Psychopolitik* (2014) weiter und wendet sie sehr passend auf die derzeitige digitale Kommunikation, an – ein Grund sein Denken neben Michel Foucault ebenfalls in den Theorierahmen einzubeziehen und das Thema „Weblogs“ damit zu reflektieren (siehe entsprechendes Kapitel weiter unten).

In Anlehnung an diese theoretischen Werkzeuge schlagen wir daher folgende „Figuren“ aus dem Denken von Foucault und Byung-Chul Han zur Betrachtung des „Strukturwandel des Tagebuches“ vor: „Geheimnisse und Geständnisse“, „freiwillige Selbstpreisgabe“ und schließlich auf Wirkung abgestellte Selbstdarstellung („Perforanz“).

Gründe ein Tagebuch zu schreiben

... Zwischen einsamer Innerlichkeit und potenziellem Teilen mit anderen

In seinem Die Sorge um sich vorbereitenden Aufsatz *Schreiben als Technik des Selbst* (1994) beschäftigt sich Foucault mit dem Schreiben als Selbsttechnik, wobei er auf den Kirchenvater und Patriarchen von Alexandria, Athanasius den Großen (300-373 n. Chr.), Bezug nimmt:

„In seiner Vita Antonii beschreibt Athanasius die schriftliche Aufzeichnung der eigenen Taten und Gedanken als unverzichtbares Element eines asketischen Lebens: ‚Alleine, um gegen das Sündige gesichert zu sein, soll auch das beachtet werden: ein jeder von uns merke sich seine Handlungen und die Regungen seiner Seele an und verzeichne sie, als wollten wir sie (dann) einander berichten; und seid versichert, dass wir jedenfalls – wenigstens aus Scham, als würden wir so erkannt werden, vom Sündigen, ja jedenfalls vom Sinnen nach etwas Bösen, ablassen werden; denn wer will auf einer Sünde betroffen werden? [...] Es diene uns also die Aufzeichnung anstatt der Augen unserer Mitgenossen im ascetischen Streben, auf dass, indem wir dann ebenso erröten würden, aufzuzeichnen, wie gesehen zu werden, wir uns das Böse nicht einmal beifallen lassen.“
(Foucault 1994, 137)

Das Tagebuch nimmt dabei eine eigentümliche Stellung zwischen einsamer Innerlichkeit und dem potenziellen Teilen mit anderen – aber auch mit sich selber – ein:

„Über sich selbst schreiben [...] hilft gegen die Gefahren der Einsamkeit; es setzt das eigene Tun und Denken einem möglichen Blick aus. Die Pflicht, über sich selbst zu schreiben, übernimmt die Rolle des Gefährten, sie sorgt für menschlichen Respekt und Scham. [...] Was für den in Gemeinschaft lebenden Asketen die anderen sind, das ist für den allein lebenden das Tagebuch.“
(Foucault 1994, 138)

Wohl ganz zentral, ist die bereits angesprochene eigentümliche Rolle des Schreibens als Ersatz für den „anderen“:

„Denselben Zwang, den die Anwesenheit anderer für das Verhalten darstellt, übt das Schreiben auf die Regungen der Seele aus. In diesem Sinne hat das Schreiben eine ähnliche Rolle wie die beim Vorsteher der Gemeinschaft abgelegte Beichte“
(ebd.)

Was Michel Foucault hier für die Rolle des in Askese lebenden Mönchs denkt, lässt sich auch in der späteren Praxis der DiaristInnen beobachten: Tagebuch schreiben ereignet sich vielfach im Prozess der Krise oder eines Wandels, mitunter auch im Zuge einer Reise und damit inmitten einer Irritation hervorgerufen durch eine Veränderung der Rahmenbedingungen. Die Tagebuchforschung ortet drei konkrete Anlässe, die zum Schreiben animieren: Die Pubertät, Kriege und Umbrüche sowie Reisen. Der französische Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune legte anhand von Befragungsergebnissen aus Frankreich und Deutschland dar, dass es sich beim pubertierenden Mädchen in der Geschichte wie auch in der Gegenwart um die häufigste Verfasserin von Tagebüchern handelt.

„Für Mädchen stellt das Tagebuch an der Schwelle zur Jugend etwas Verbindendes dar, einen Initiationsritus, während die Mehrheit der Jungen ihm zu diesem Zeitpunkt gleichgültig oder ablehnend („Mädchenkram“) gegenübersteht.“
(Lejeune 2015, 38)

Dies rührt auch von einer historischen Ritualisierung her, so wurden u.a. nach Lejeune vor allem bürgerliche Mädchen im 19. Jahrhundert zum Tagebuchschreiben gedrängt. Die Adoleszente zieht sich folglich mit ihren heiklen Fragen über die Veränderungen des Selbst und des Körpers in die Seiten des Tagebuchs zurück und

schafft damit Abhilfe gegen die von Foucault beschriebene Einsamkeit.

Gleichsam verhält sich die/der ZeitzeugIn der Weltkriege zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch in diesem Fall werden die schwierigen Fragen über die Positionierung angesichts der Verschiebung im sozialen und politischen Koordinatensystem mit sich selbst ausverhandelt. Wie Christa Hämmerle und Li Gerhalter unterstreichen, ist für die von politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen geprägte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Zunahme der diaristischen Schreibbedürfnisse feststellbar. Ein Befund, der in der Selbstzeugnisforschung mehrfach getätigt, selbst für die Schreibpraxis des Dreißigjährigen Krieges bereits konstatiert wurde (Hämmerle & Gerhalter 2015, 23, 25). Das heranwachsende Mädchen denkt vorderhand über sich und sein Handeln *in dieser Welt* wie die Reaktionen *aus dieser Welt* nach. Der in Zeiten der Erodierung vermeintlich konstanter Wertgefüge schreibende Erwachsene dokumentiert einerseits die Außenwelt (für die Zeit danach), leuchtet andererseits seine eigene innere Haltung dazu aus. Die Selbstreflexionen und Weltdeutungen dienen in beiderlei Fällen dem Umgang mit dem Gefühl des Kontrollverlustes und der Einsamkeit, letztendlich auch der Selbstfindung. Nach der Krise werden die diaristischen Aufzeichnungen häufig beendet. Philippe Lejeune zufolge sind es nur wenige Menschen, die ihr Sein konsequent dokumentieren, überwiegend handelt es sich bei Diarien um Aufzeichnungen besonderer Lebensphasen, die sorgsam begleitet werden (Lejeune 2015, 37).

Doch damit ist – folgen wir wieder Foucault – keineswegs das vielfältige Spektrum an Bedeutungen und Formen dieser Literatur ausgeschöpft.

„Aber wir können bereits mehrere Merkmale erkennen, die es uns gestatten, im Rückblick die Rolle des Schreibens in der philosophischen Kultur des Selbst unmittelbar vor der Ausbreitung des Christentums zu analysieren: die enge Verbindung zur Mönchsgemeinschaft, die Anwendung auf die Gedanken, die Rolle als Prüfstein der Wahrheit. Diese Elemente finden sich schon bei Seneca, Plutarch und Marc Aurel, aber dort haben sie eine vollkommen andere Bedeutung und werden ganz anders eingesetzt.“
(Foucault 1994, 138)

Askese bedeutet jedoch keineswegs immer nur „Verzicht“, wie der ursprüngliche Gedanke an Mönchsgemeinschaften nahelegen mag, sondern – durchaus im griechischen Wortsinn – auch Übung im Rahmen einer Selbsttechnik:

„Die Lebenskunst könne man nicht ohne Askesis erlernen, unter der man eine Übung seiner selbst durch sich selbst verstehen muss. Das war einer der traditionellen Grundsätze, denen Pythagoräer, Sokratiker und Kyniker sein langem schon große Bedeutung beimessen.“
(ebd. 139)

Wenn Foucault hier Schreiben als philosophische Kultur des Selbst bezeichnet, dann zieht er eine Verbindung zwischen Ich-Bewusstsein und diaristischem Schreiben, die auch von der literaturwissenschaftlichen Forschung zum Tagebuch betont wird. Die Entstehung des Subjekts als philosophischer Begriff kann ins 18. Jahrhundert rückdatiert werden (Abels 2006). Korrespondierend dazu ortet die Literaturwissenschaft die Genese des Tagebuchs in der uns heute bekannten Form, als Text zur Selbstexploration, auch im 18. Jahrhundert (Wuthwenow 1990). Erst ab diesem Zeitpunkt dient das diaristische Schreiben vorderhand als Zeugnis der eigenen Existenz und als Dokumentation des individuellen Seins.

Nachdem die Basisoperation der Identitätsstiftung allerdings nicht losgelöst von der Umwelt erfolgen kann (u.a. Keupp 2006), verhandelt der/die Schreibende das Ich mit – wenngleich im Tagebuch vorderhand fiktiven – Anderen aus. Die von Foucault gezogene Analogie zur Beichte, die beim Vorsteher der Gemeinschaft abgelegt wird, manifestiert sich im Prozess des Schreibens in der Reflexion über die gesellschaftlichen Erwartungshaltungen, sprich dem Sollen und den eigenen Vorstellungen vom Sein und Tun, sprich dem Wollen.

Mitunter blieb die kontrollierende Instanz nicht nur eine fiktive: Philippe Lejeune konnte durch seine Analyse von mehr als 100 Tagebüchern von französischen Mädchen und jungen Frauen zwischen 1783 und 1914 erkennen, dass es nicht nur üblich war bürgerliche und adelige Mädchen zum diaristischen Schreiben zu bewegen, sondern auch das Ergebnis dieser Bemühungen durch ErzieherInnen und Eltern zu kontrollieren (Lejeune 1996). Wenngleich die reale Überwachung für die Pubertierenden Tat-

sache war, dürfte die bloß imaginierte Kontrollfunktion der Gesellschaft auch auf erwachsene Autorinnen gewirkt haben. Die Auswertung von Tagebüchern von österreichischen Frauen verdeutlichte, dass die Verfasserinnen bis weit ins 20. Jahrhundert den an sie herangetragenen Erwartungen als Motor und Anker der Familie und damit Hüterinnen des Privaten auch im diaristischen Schreiben entsprachen (Hämmerle 2006). Für die Forschungspraxis empfiehlt sich folglich eine Betrachtung des ablesbaren Ich auf der Folie der adressierten Anderen und deren Erwartungshaltungen. Daraus schließt die genderhistorische Forschung, dass

„(...) Selbst- und Personenkonzepte genuin historische Phänomene sind und dass demnach auch noch so introspektiv gehaltene Tagebucheinträge nicht einfach als ‚authentische‘ Aussagen über frühere Individualität und Subjektivität, Erfahrung und Sinnstiftung gewertet werden können.“
(Hämmerle & Gerhalter 2015, 21)

... den Moment, die Stunde, den Tag und das Leben darin festhalten

Die Praxis des Schreibens, die Schreibübung Tagebuch kann auch als Versuch bzw. Wunsch die Zeit festzuhalten gewertet werden. Intendiert ist damit der eigenen Lebenszeit Bedeutung zu verleihen. Die Literaturwissenschaftlerin Christiane Holm beschreibt das Diarium als „Zeitkonserve“ (Holm 2008, 11), Arno Dusini spricht von „materialisierter Zeit“ (Dusini 2002, 4).

Betrachtet man den Tagesrhythmus mit Holm als strukturbildende Gebrauchsweise gerät das diaristische Schreiben zur Lebenspraxis im Alltag. Das „Über sich Schreiben“ wird zum Teil des eigenen Lebensvollzugs, womit das Dasein im Text nicht nur gespeichert und archiviert, sondern mit der Praxis dessen auch mitgestaltet wird (Holm 2008). Foucault ortet darin den meditativen Akt, die Vorbereitung auf die Wirklichkeit:

„Bei Epiktet findet sich das Schreiben stets mit dem ‚Meditieren‘ assoziiert, also mit jener auf sich selbst gerichteten Übung des Denkens, das reaktiviert, was es weiß, das sich einen Grundsatz, eine Regel oder ein Beispiel vergegenwärtigt und darüber reflektiert, das sie in sich aufnimmt und sich so auf die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit vorbereitet.“
(Foucault 1994, 139)

Das Ideal wäre, dass die im Tagebuch immer wieder nachzulesenden Redundanzen (Gerhalter 2015, 26) und das, die Textgattung im wissenschaftlichen Diskurs häufig entwertende Banale (Dusini 2015, 165f), mit dem Moment der Aufzeichnung nicht nur überliefert, sondern auch mikroskopiert, seziiert und damit in seiner Vielschichtigkeit und Feinnervigkeit wahrgenommen wird. Defacto gibt das Tagebuch viel mehr darüber Aufschluss, wie wenig sinnvoll die Menschen mit ihrer Zeit umgegangen sind (Dusini 2002, 4).

Die von Foucault beschriebene Übung des Denkens findet jedenfalls aufgrund der Durchdringung des Alltags durch das Tagebuchschreiben, aufgrund der strukturgebenden Funktion des Schreibaktes statt. Dass die LeserInnen oft langweilige Repetitive, die detaillierte Wiedergabe von Alltagsroutinen waren im Moment des Schreibens eine Strategie zur Lebensbewältigung. Rekurrierend auf die in der Forschung konstatierten krisenhaften Momente des Schreibens kann diese Praxis auch als „Coping Strategie“ gewertet werden. Die Individualpsychologie meint mit „Coping“, den persönlichen Umgang mit krisenhaften Situationen und beschreibt dabei zwei Vorgehensweisen. Im „Approach Coping“ werden negative Einflüsse aktiv reguliert, vermieden oder verändert und damit nach Außen gerichtet gehandelt, im „Avoid Coping“ geht es um den sorgsamsten Umgang mit sich selbst, dem Blick nach Innen und die Frage nach den eigenen Bedürfnissen und deren Entsprechung (Carver, Scheier & Weintraub 1989). Diaristisches Schreiben wäre damit eine Anwendung des „Avoid Coping“, wird doch durch die Dokumentation und die Selbstreflexion der eigenen Lebenspraxis ein achtsamer Umgang mit sich gepflogen. Akkordierend dazu wird in der täglichen Routine des Schreibens und den damit vertrauten Abläufen auch ein stabilisierendes Korsett gebildet, ein Gerüst das Schutz und Sicherheit gegen die äußeren Unsicherheiten verleiht.

... die eigene Geschichte für die Nachwelt speichern

Neben dem „Blick nach innen“ gibt es Foucault zufolge noch andere Formen des Tagebuchschreibens, nämlich das regelmäßige Festhalten und Notieren äußerer Ereignisse, um dem eigenen „Vergessen“ und „Verdrängen“ entgegenzuwirken – die sogenannten Hypomnemata.

„Im technischen Sinne konnten hypomnemata Rechnungsbücher, öffentliche Register oder auch private, als Gedächtnisstütze dienende Notizbücher sein. Ihr Gebrauch als Lebenshilfe und Verhaltensanleitung war offenbar in der gesamten gebildeten Schicht verbreitet.“

(Foucault 1994, 140)

Nicht innere Dialoge oder Auseinandersetzungen mit einem inneren „alter ego“ stehen hier im Vordergrund, sondern das Festhalten äußerer Ereignisse, Erlebnisse oder Textstellen:

„Man notierte dort Zitate, Auszüge aus Büchern, Exempel und Taten, die man selbst erlebt oder von denen man gelesen hatte, Reflexionen oder Gedankengänge, von denen man gehört hatte oder die einem in den Sinn gekommen waren. Sie bildeten gleichsam ein materielles Gedächtnis des Gelesenen, Gehörten und Gedachten, einen zur neuerlichen Lektüre und weiteren Reflexion bestimmten Schatz an Wissen und Gedanken.“

(ebd.)

Hypomnemata, so Foucault, seien im Gegensatz zum intimen Tagebuch, keine Selbstdarstellung:

„Sie sollen nicht die arcana conscientiae ans Licht bringen, deren – mündliches oder schriftliches – Bekenntnis reinigende Wirkung hat. [...] Es geht nicht darum dem Unsagbaren nachzugehen, Verborgenes zu enthüllen, das Ungesagte zu sagen, sondern darum, bereits gesagtes festzuhalten, Gehörtes oder Gelesenes zu sammeln, und das zu einem Zweck, der nichts Geringeres ist als die Konstituierung des selbst!“

(Foucault 1994, 140)

Dennoch schwang Foucault zufolge auch bei dieser Art von Aufzeichnungen

„in denen man Argumente und Mittel bereitstellte, um gegen ein Laster (wie Zorn, Neid, Geschwätzigkeit, Schmeichelei) zu kämpfen oder mit einer schwierigen Lage (mit einem Trauerfall, dem Exil, dem Ruin oder mit Undankbarkeit) fertig zu werden“

(ebd.)

das Motiv der „Askesis“, durchaus mit.

Diese dokumentarischen Leistungen machen die wissenschaftliche Beschäftigung mit Egodokumenten in einer weiteren Hinsicht ergiebig. Im Schreiben was war und wie man war (oder sein

sollte und wollte), werden Erinnerungen gespeichert und damit dem Prozess der Verdrängung, des Vergessens, des Überhöhen, des qua narrativer Wiederholung vermeintlich Gewesenem entgegengewirkt.

Schreibpraxen, die in Überblicksdarstellungen zur Genealogie des Tagebuchs (Holm 2008; Steuer & Graf 2015) als Vorformen des Tagebuchs bezeichnet werden, erfüllen bereits Funktionen der Foucault'schen Hypnomata. Im Unterschied zum Tagebuch dienen diese seit der Antike bestehenden Texte aber vorderhand der Zeugenschaft des Lebens für die zeitgenössische Gesellschaft: *Calendarium historicum*, Rechenbuch und Logbuch. Weitgehender Konsens herrscht über den Zeitpunkt der Etablierung des Tagebuchs als Egodokument, als Text im Dienst der AutorInnen im ausgehenden 18. Jahrhundert (u. a. Wuthenow 1990; Lejeune 2015). Im 19. Jahrhundert geriet das Tagebuch schließlich zum Ausweis des Bürgerlichen und damit einer Lebenspraxis, die von Nähe zu Wort und Schrift zeugt.

Erst im 20. Jahrhundert durchdringt die Praxis des Tagebuch-Schreibens alle gesellschaftlichen Klassen. Die Historiker Janosch Steuer und Rüdiger Graf benennen fünf Wirkkräfte, die für die gesellschaftliche Verbreitung der Praxis des Tagebuch-Schreibens mit Beginn des 20. Jahrhunderts verantwortlich zeichnen könnten: 1. Das Genre Tagebuch bzw. der Roman in Tagebuchform (geschrieben von bzw. erzählend von ProtagonistInnen des gesellschaftlichen Randes) gerieten zu populären und auflagenstarken Publikationen. 2. Wenngleich es heute banal erscheinen mag, waren sowohl die Verfügbarkeit als auch die Leistbarkeit von Schreibutensilien, Notizbüchern oder Papier zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchaus relevant. Hand in Hand damit ging 3. die Alphabetisierung der Bevölkerung. 4. Widmeten sich auch engagierte PädagogInnen der Propagierung des Tagebuchs als Lebenspraxis für alle Schichten und wirkten damit dem Image einer allein dem Bürgertum vorenthaltenen Schreibpraxis entgegen. 5. Nicht zuletzt gaben – wie bereits beschrieben – Umbrüche Anlass zur Reflexion (Steuer & Graf 2015). Zeitgleich waren Tagebücher Instrumente von Erziehungsprojekten in totalitären Systemen: Wie Janosch Steuer darlegt, nutzte und instrumentalisierte das NS-Regime Tagebücher zur Dokumentation und Verinnerlichung von Gemeinschaftserlebnissen (Steuer 2015),

gleichermaßen wurden Tagebücher seit 1959 mit dem Aufkommen der Brigadebewegung auch in den Alltag der DDR BürgerInnen implementiert (Lühr 2015).

Dennoch dürfte die gelebte Praxis allerdings langsam in die Bevölkerung diffundiert sein: Eine rezente erste Erfassung von Tagebüchern proletarischer Autorinnen des 20. Jahrhunderts in ausgewählten Tagebucharchiven in Österreich und Deutschland ergab, dass Tagebücher von Arbeiterinnen auffindbar waren, jedoch eine deutliche Minderheit in den Beständen ausmachen (Gerhalter 2017).

Das diaristische Schreiben erfolgt also aus Anlass der Dokumentation für die Umwelt, wenngleich deren Radius auch unterschiedlich groß angelegt sein mag, hat eine lange Tradition und ist unter diesen Vorzeichen auch im Hinblick auf die gemeinhin verbreitetste Zuschreibung des Tagebuchs als Träger von Geheimnissen mit Relativierungen versehen.

Das Geheimnis und der Wille zum Wissen

Schon in den Mädchentagebüchern wird oft an das „liebe Tagebuch“ adressiert. In diesem Verständnis ist das Tagebuch dann eine gute Freundin oder ein guter Freund, der oder Pubertierende Geheimnisse anvertrauen. Hinweise auf Zuschreibungen zum Tagebuch als Ort an dem Unsagbares festgehalten werden darf, finden sich sowohl in Eingangssprüchen, Verwünschungen und Bannschwüren auf den ersten Tagebuchseiten von Jugendtagebüchern als auch in der gängigen Materialgestalt des Tagebuchs in seiner industriell gefertigten Form als Büchlein mit Schloss versehen (Gerhalter 2015a, b).

Das Geheimnis verstanden als private Aufzeichnung ohne Relevanz für eine Öffentlichkeit legitimiert dessen Anspruch im Verborgenen bleiben zu dürfen. Dafür argumentieren nicht nur MoraltheologInnen, auch der Kulturphilosoph Georg Simmel schließt:

„Das Geheimnis in diesem Sinne, das durch negative oder positive Mittel getragene Verbergen von Wirklichkeiten ist eine der größten Errungenschaften der Menschheit; gegenüber dem kindischen Zustand, in dem jede Vorstellung sofort ausgesprochen wird, jedes Unternehmen allen Blicken zugänglich ist,

wird durch das Geheimnis eine ungeheure Erweiterung des Lebens erreicht.“
(Simmel 1958, 272)

Zweifellos handelt es sich auch bei den Inhalten von Tagebüchern zunächst um private bis intime Aufzeichnungen, Geheimnisse oder Eindrücke vor sich selbst. Was Michel Foucault an anderer Stelle, nämlich bereits in *Der Wille zum Wissen* (1977) über sein Referenzobjekt „Sex“ sagt, scheint durchaus auch auf das Tagebuch zuzutreffen:

„Auf diese Weise konstituiert sich ein Wissen, das geheim bleiben muss, nicht weil sein Gegenstand irgendeiner Schändlichkeit verdächtigt wäre, sondern weil es mit größter Behutsamkeit aufbewahrt werden muss, verlore es doch bei leichtfertiger Ausbreitung [...] seine Wirksamkeit und Tugendkraft“
(Foucault 1977, 61)

Doch wo Geheimnis ist, ist auch das Geständnis nicht weit – zunächst angereizt durch äußeren Druck oder Einfluss. Verspricht doch gerade das Erschließen, das „ans Licht zerren“ solcher Geheimnisse gleichzeitig Fortschritt der Erkenntnis:

„Spätestens seit dem Mittelalter haben die abendländischen Gesellschaften das Geständnis unter die Hauptrituale eingereiht, von denen man sich die Produktion der Wahrheit verspricht.“
(ebd., 62)

„Man macht sich selbst mit Lust und Schmerz Geständnisse, die vor niemand anders möglich wären, und daraus macht man dann Bücher“, so Foucault (1977, 63). Doch dabei bleibt es nicht. Das Geständnis werde schließlich als Ausweis dessen angesehen, was jemand – vermeintlich wirklich – ist. Nicht mehr das Urteil von außen, die Beziehungen zu anderen oder Bezeugungen der Bindung an bestimmte Familien, Gefolgschaften und Schirmherrschaften sollten als letzte Kriterien gelten, sondern die Offenlegung der eigenen Diskurse über sich selbst (Foucault 1977, 62).

Wer jemandem ein Geheimnis verrät und damit ein Geständnis macht, zieht diesen Menschen ins Vertrauen. Die/Der Wissende ist damit in eine besondere Position gehievt. Wie die Aus-

einandersetzung mit Tagebüchern zeigt, gab es derartige Vertrauensbeweise als Belege einer besonderen Nähe der Beziehung. Die Praxis Tagebuchauszüge lesen zu lassen bzw. im Wochenrhythmus wechselnd gemeinsam ein solches Tagebuch zu schreiben und dessen Inhalte zu diskutieren, ist etwa von Clara und Robert Schumann überliefert (Nauhaus 2008, 72). Lou Andreas-Salome nahm ihr Leben wie ihre Tagebücher als „offenes Geheimnis“ wahr. Die archivierten Tagebücher legen Zeugnis davon ab, dass sie die Einträge immer wieder überformt und neu komponiert hat. Es finden sich Randnotizen, Einklebungen von Blumen und Fotografien, auch fremde Einträge und damit Hinweise auf MitautorInnen, ebenso wie manche Blätter ausgerissen wurden. Die damit befasste Christine Holm schließt daraus nicht auf Selbstzensur, sondern auf Zusendungen der herausgerissenen Tage an ihre BriefpartnerInnen (Holm 2008b, 74). Handelt es sich in den exemplarisch beschriebenen Praxen um freiwillige Geständnisse im Sinne von Belegen der Nähe, ist nicht immer von Freiwilligkeit der Lektüre auszugehen.

„Auf jeden Fall ist das Geständnis neben den Ritualen der Probe, neben der Bürgerschaft durch die Autorität der Überlieferung, neben den Zeugenaussagen, aber auch neben den gelehrten Verfahren der Beobachtung und Beweisführung im Abendland zu einer der höchstbewerteten Techniken der Wahrheitsproduktion geworden.“
(ebd.)

Letztlich sieht Foucault im Geständnis aber keine Befreiung, sondern vielmehr die Macht am Werk:

„Die Verpflichtung zum Geständnis wird uns mittlerweile von derart vielen verschiedenen Punkten nahegelegt, sie ist uns so tief in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie uns gar nicht mehr als Wirkung einer Macht erscheint, die Zwang auf uns ausübt.“
(Foucault 1977, 63)

Der Authentizitätsanspruch des Tagebuchs – die Vorstellung von Geständnissen – ist gesellschaftlicher Motor des Interesses an Tagebüchern auch in publizierter Form. Als Beleg dafür, gilt die Rezeptionsgeschichte des 1905 veröffentlichten *Tagebuch einer Verlorenen* von Margarete Böhme. Dieses erzählt die Geschichte vom gesellschaft-

lichen Abstieg der Apothekerstochter Thyman Gotteball, die mit 15 Jahren von einem älteren Mann verführt, schwanger wird und damit ihren Stand verliert und schließlich im Prostituiertenmilieu zuletzt als Kurtisane ihr Auslangen findet. Wie in der Literatur dazu vermutet wird, ging es den LeserInnen weniger um die soziale Frage, denn um den Einblick ins Rotlichtmilieu. Diese Einblicke und Geständnisse ließen den Tagebuchroman zu einem der meistverkauften Bücher des frühen 20. Jahrhunderts, übersetzt in 14 Sprachen werden (Steuwer & Graf 2015, 15-17).

Letztlich stellt sich die Frage nach dem Stellenwert von derartigen „Geständnissen“ als Quelle für die Wissenschaft, für die wissenschaftliche „Wahrheitsproduktion“. Foucault hat auch diese Frage in *Der Wille zum Wissen* vorweggenommen:

„Es war auch ein theoretisches und methodisches Paradox: die langen Diskussionen über die Möglichkeit einer Wissenschaft vom Subjekt, die Gültigkeit der Introspektion, die Evidenz des Gelebten oder die Selbstpräsenz des Bewusstseins antworteten zweifellos dem allen Wahrheitsdiskursen in unserer Gesellschaft innewohnenden Problem: kann man die Produktion der Wahrheit nach dem alten juristisch-religiösen Modell des Geständnisses ablaufen lassen und die Erzwingung des Bekenntnisses nach der Regel des wissenschaftlichen Diskurses?“
(Foucault 1977, 68)

Den Foucault'schen Ausführungen folgend, erweist sich der Authentizitätsanspruch im Kontext der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Tagebuch als problematisch. Das Schreiben der DiaristInnen erfolgte auch ohne Publikationsinteressen im Bewusstsein dieses – der Umwelt inhärenten – Willens zum Wissen. Die Historiker Steuwer und Graf fordern – unabhängig von Foucault argumentierend – ein Umdenken seitens der historisch Forschenden ein. Die Unterscheidung in Egodokumente, die mit Publikationsabsicht verfasst wurden (Autobiographien, Memoiren) und solchen ohne Publikationsintention (Tagebuch, Brief) ist nicht mehr haltbar.

„Tagebücher lassen sich jedoch nur dann in angemessener Weise als Selbstreflexionen und Weltdeutungen ihrer Autoren lesen, wenn sie zugleich als Medium der Selbstkonstitution und Welterzeugung verstanden werden.“
(Steuwer & Graf 2015, 10)

Es bedarf folglich der Bewertung der Einträge als Botschaft, die in mehrere Richtungen adressiert ist: An das Innere (Ich und Über-Ich), an das beobachtende Außen (wohlmeinend, wohlwollend oder kritisch, als solches eingelassen oder ausgesperrt) und an die beobachtende Nachwelt (als offen oder vorgeformte Leserschaft antizipierend).

Vom Geständnis zur freiwilligen Selbstpreisgabe

Im Wandel vom traditionellen Tagebuch zum zeitgenössischen Kommunikationsgeschehen scheint sich neben „Geheimnis“ und „Geständnis“ eine weitere Kommunikationsfigur abzuzeichnen. So formulierten in Anlehnung an Foucaults „Sexualitätsdispositiv“ bereits 1993 Dorer und Marschik ein „Kommunikationsdispositiv“:

„Nicht Unterdrückung und Verheimlichung sind die Kennzeichen des Kommunikationsdispositives, sondern das unablässige Sprechen in der Medienöffentlichkeit.“
(Dorer & Marschik 1993, 123).

Mussten Geständnisse und Selbstzeugnisse als vermeintlich authentische Quellen zunächst meist mühsam – und oft genug unter fragwürdigen, wenn nicht gewaltsamen Bedingungen – ans Licht gebracht werden (natürlich mag es auch zuvor bereits auf Publikation und Selbstdarstellung getrimmte „Selbstzeugnisse“ gegeben haben, siehe dazu weiter unten das Kapitel „Selbstdarstellung und Wirksamkeit“, erfolgt die „Selbstenblößung“ Byung-Chul Han zufolge spätestens im Zeitalter des Internets ganz allgemein:

„Heute entblößen wir uns freiwillig ohne jeden Zwang, ohne jede Verordnung. Wir stellen freiwillig alle möglichen Daten und Informationen über uns ins Netz, ohne zu wissen, wer was wann und bei welcher Gelegenheit über uns weiß.“
(Han 2014, 22)

Wenn Byung-Chul Han von freiwilliger Selbstenblößung spricht, dann assoziieren wir dies schnell mit dem gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Diskurs zur Manie der Selbstdarstellung im Internet. Vorderhand kreisen die Debatten um die Preisgabe sensibler privater Daten und nicht für die Öffentlichkeit bestimmter Bilder via verbreiteter sozialer Medien wie Face-

book, Instagram, Twitter oder Messenger Dienste wie WhatsApp. Private Weblogs geraten in diesem Kontext selten in den kommunikationswissenschaftlichen Blick. Damit offenbart das Fach einen blinden Fleck.

Geht es um die Bezifferung von Blogs, ist durchweg von äußerst vorsichtigen Schätzungen die Rede: Mit dem Verweis auf die Unsicherheit qua unterschiedlicher Erfassung von „Weblogs“ durch die statistischen Messinstrumente vor allem aber qua Aktivitätsniveau der Weblogs, werden für das Jahr 2016 ca. 250 Mio. Blogs weltweit genannt (Klemm 2016, 40). Einig ist sich die Forschung im Hinblick darauf, dass das Gros der Weblogs weder nach journalistischen Prinzipien geführt noch mit wirtschaftlichen Absichten betrieben wird: Es dominiert der private Blog, das Online-Tagebuch (Herring, Scheidt, Bonus & Wright 2004; Schmidt 2006; Schönberger 2008, 2009). Der Hamburger Kommunikationswissenschaftler Jan Schmidt schätzt, dass es sich bei ca. zwei Drittel aller Weblogs um „persönliche Online-Journale“ handelt (Schmidt 2006, 69-94). Dennoch konzentriert sich die kommunikationswissenschaftliche Forschung – eine Kritik, die Schönberger 2009 äußert und die bis heute Gültigkeit beanspruchen kann – durch Fokussierung auf journalistische bzw. marketing- und organisationsbezogene Nutzung auf das verbleibende Drittel (Schönberger 2009, 378).

Das öffentliche Tagebuch als Weblog ist im Hinblick auf sein Ziel schwer festzumachen: Geführt von Privatpersonen, persönliche Berichte, Bilder und Beobachtungen beinhaltend, weisen diese Weblogs meist geringe Zugriffszahlen auf. Nach Schönberger erheben sie „keinen Anspruch auf eine öffentliche Resonanz“ (Schönberger 2006, 379). Und dennoch lässt die bloße Praxis des Schreibens im Web doch auf anderes schließen. Diese Intention kann bereits aus der Herleitung des Begriffs „Weblog“ abgeleitet werden: Unisono erfolgt der Verweis auf das Vorbild des Logbuchs, das – bereits als Vorform des Egodokuments analoges Tagebuch in der Entwicklungsgeschichte dieser Textgattung genannt wird – in der Seefahrt zur Orientierung diente (Schmidt 2006; Nowak 2008; Klemm 2016). Nowak führt differenzierter aus: Log meint ein Stück Holz und dieses Log an Bord eines Schiffes ist ein hölzernes nautisches Instrument, das in Kombination mit der Logleine zur Messung

der Geschwindigkeit auf See genutzt wurde. Dieses Verfahren, täglich ausgeführt, diente nicht nur der per Marinegesetz vorgeschriebenen Dokumentation der Reise und damit als Beleg der Befähigung des Kapitäns, sondern auch der Erbauung und seelischen Ermutigung der Mannschaft. Poetisch betrachtet weist diese Ortsbestimmung im oft tagelangen Nichts des Meeres eine Analogie zum Weblog – „als Statusmeldung in den uferlosen Weiten des Internet“ (Nowak 2008, 53) auf. Ihr Schluss daraus lautet: Aus dem analogen „journal intime“ wurde das digitale „journal publique“.

Letztendlich ist diese Statusmeldung nach Außen gerichtet, intendiert von wem auch immer wahrgenommen und vielleicht auch rückgekoppelt zu werden. Was bleibt, ist die Frage nach dem Warum dieses Strebens nach Außenwahrnehmung, wo doch das Private und Innere Gegenstand ist.

Hatte Michel Foucault in *Überwachen und Strafen* (1976) noch vom „Panoptikum“ als Sinnbild für die im 18. Jahrhundert in verschiedenen Einrichtungen (neben Gefängnissen auch Schulen, Fabriken, Krankenhäusern) *aufgezwungene* totale Überwachung (und Disziplinierung) gesprochen, konstatiert Han diesem „Panoptikum“ im Internetzeitalter einen Strukturwandel:

„Man liefert sich vielmehr freiwillig dem panoptischen Blick aus. Man baut geflissentlich mit am digitalen Panoptikum, indem man sich entblößt und ausstellt. Der Insasse des digitalen Panoptikum ist Opfer und Täter zugleich. Darin besteht die Dialektik der Freiheit. Die Freiheit erweist sich als Kontrolle.“
(Han 2012a, 82)

Für Han ist diese neue Freiheit im digitalen Zeitalter eine nur scheinbare – zwar frei von Herrschaft und nicht erzwungen, aber letztlich freiwillige Selbstaussbeutung als Teil des „digitalen Kapitalismus“:

„Das neoliberale Regime verbirgt seine Zwangsstruktur hinter der scheinbaren Freiheit des einzelnen Individuums, das sich nicht mehr als unterworfenen Subjekt (subject to) sondern als entwerfendes Projekt begreift.“
(Han 2012b, 17)

Trifft dies auch auf den durchschnittlichen Weblog zu?

Wie die kulturwissenschaftliche Forschung zu privaten Weblogs konstatiert, weisen diese viele Parallelen zum analogen Tagebuch auf: Der Weblog knüpft an die Kulturtechnik des Tagebuch-Schreibens an (Schmidt 2006; Schönberger 2008, 2009). In gestalterischer Hinsicht erinnern viele Weblogs an das hübsch verzierte, grafisch liebevoll gestaltete private Tagebuch. Als ungeschriebenes Gesetz versuchen auch Weblog SchreiberInnen dem Authentizitätsanspruch gerecht zu werden: Nachträgliche Streichungen und Änderungen werden – im analogen Vorbild nicht zu verhindern – kenntlich gemacht (Nowak 2008). Nicht zuletzt: Erhebungen zur soziodemographischen Realität von privaten BloggerInnen in Ländern wie den USA, Frankreich, Polen und Deutschland zeigen, dass hier wie dort ein Mädchenanteil von rund 60-65% bei den Schreibenden feststellbar ist. Auch der Zusammenhang zwischen Jugend und diaristischem Schreiben kann für die digitale Form des Tagebuchs bestätigt werden (Hesse 2008; Schönberger 2008, 2009). Für Österreich liegen erste Zahlen zur digitalen Schreibpraxis auf: In der oberösterreichischen Jugendmedienstudie 2019 gaben immerhin 9% der Jugendlichen zwischen 15 und 18 Jahren an, im Internet Weblogs zu führen und zu lesen (Edu Group 2019). Die österreichischen Ergebnisse sind freilich vorsichtig zu werten: Denn ob es sich dabei tatsächlich um Weblogs als private Tagebücher handelt oder ob es andere Blogs sind, wurde nicht erhoben.

Die statistischen Daten lassen die Vermutung zu, dass hier eine Transformation der diaristischen Schreibpraxis vom analogen Kosmos in die digitale Welt stattfindet. Das Medienformat Weblog bildet folglich einen Medieninnovationsprozess ab (Schönberger 2009). Das soziale Handlungsgefüge des Schreibens über sein Leben ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts – trotz dominanter Bildungsnähe der VerfasserInnen – auch in mittlere Gesellschaftsschichten diffundiert, es wird „lediglich“ in eine andere, zeitgemäßere, heute auch einfach zu handhabende Technologie übertragen. Das Weblog erlaubt auch Bilder, Audio- und Videodateien verfügbar zu machen.

Ist es also tatsächlich auch ein generationenbedingter Schritt vom Tagebuch zum Weblog? Sind die Digital Natives bereit den Schlüssel zu ihrem Tagebuch jedermann und jederfrau verfügbar zu machen?

Byung-Chul Han jedenfalls spricht wenig optimistisch von einer „Totalprotokollierung des Lebens“ (Han 2014, 84) im Internet.

„Unser digitaler Habitus liefert einen sehr genauen Andruck unserer Person, unserer Seelen, vielleicht genauer als das Bild, das wir uns von uns selbst machen.“

(ebd. 85)

Klaus Schönberger argumentiert gegen die landläufige Kritik am privaten Weblog und rekurriert dabei auf historisch tradierte Muster bei der Etablierung neuer Medien: Eine Bewahrpädagogik intendierte stets die Jugend vor den negativen Einflüssen der neu auftauchenden Medien zu schützen – egal ob Roman, Comic oder Fernseher (dazu auch Faulstich 2000, 2007). Die Diffusion einer kulturellen Praxis – hier der Artikulation im teilöffentlichen Raum – war lange einer Gruppe von Intellektuellen und JournalistInnen vorbehalten. Die Verteidigung ihres kulturellen Kapitals erfolgt naheliegender Weise rasch. Nicht zuletzt wird hier neuerlich das weibliche Schreiben, als banaler Diskurs entwertet (Schönberger 2009). Ein Vorurteil mit dem bereits das analoge Tagebuch konnotiert war. Begriff man hier doch weibliches diaristisches Schreiben als Einblick in räumliche wie psychische Innenwelten, männliche Tagebücher dagegen als Quellen zur Deutung der Außenwelt (Dusini 2015).

Schon das analoge Tagebuch wurde *auch* als Ressource zur Artikulation der eigenen Geschichte verstanden und geriet damit zur Manifestation des Rechts auf die Erzählung seines Lebens aus der eigenen Perspektive (Dusini 2002, 62). Wie ausgeführt diente das Tagebuch mitunter zur Stabilisierung des Selbst in Krisen. Dennoch schwebte über dem diaristischen Schreiben stets das Wissen um die gesellschaftliche Beobachtung und Erwartung. Was im Analogen allerdings noch virtuell mitschwang, gerät im Digitalen zur realen Größe. Das von Han als sich selbst befreit zu haben glaubende Subjekt, unterwirft sich letztendlich neuerlich – nämlich „inneren Zwängen und Selbstzwängen in Form von Leistungs- und Optimierungszwang“ (Han 2014, 9). Han spricht in diesem Zusammenhang auch von „Klassenloser Selbstausbeutung“ (ebd., 15).

In einer Gesellschaft in der die Arbeit am Ich nie endet, muss diese Arbeit am Selbst auch doku-

mentiert werden. Wie Michael Klemm in dieser Ausgabe von *medien & zeit* ausführt, dokumentieren Reiseblogs – als moderne Version des Reisetagebuchs – eine vermeintlich authentische Reise zu den „unentdeckten“ Flecken dieses Planeten, die individuell erlebt wurde. Seine kritische Auseinandersetzung lässt aber erkennen, dass in Wahrheit stets wiederkehrende Inszenierungen, in schablonenhafter Visualisierung der Reise auffindbar sind. Jeder Einzelne glaubt an die Originalität seiner/ihrer Stimme und singt dabei nur im großen Chor mit. Die Tonfolgen, die Betonungen und Pausen sind vorgegeben – mit Byung-Chul Han folgen die Reisenden einem neoliberalen Dispositiv.

Der/die moderne WebloggerIn muss nicht mehr Schreiben um Zeugnis von der Aneignung bürgerlicher Kompetenzen zu geben, dieser Kampf ist durch die Freiheit des Internets bereits gewonnen. Der Raum für die Dokumentation des Selbst ist groß – anders als in der analogen vorgedruckten Seite, die Möglichkeiten des medialen Ausdrucks sind groß – mit Schrift alleine wird hier keinem Genüge getan, die vermeintlichen Freiheitträume also erobert. Die Freiheit diese zu erfüllen ist allerdings eine trügerische. Selbstäußerungen und Dokumentationen des eigenen Tuns sind heute weniger eine Möglichkeit, mehr ein Muss. Kritisch betrachtet Han in diesem Zusammenhang das Gebot nach umfassender „Transparenz“:

„Auch die Transparenz wird im Namen der Informationsfreiheit gefordert. In Wirklichkeit ist sie nichts anderes als ein neoliberales Dispositiv.“
(Han 2014, 19)

Die umfassende Grenzenlosigkeit und Beschleunigung der Kommunikation führe dabei zu einer Glättung und Beschleunigung von Schwellen und Übergängen.

„Schwellen und Übergänge sind Zonen des Geheimnisvollen und des Rätselhaften, an denen der atopische Andere beginnt.[...] Mit den Grenzen und Schwellen verschwinden auch die Fantasien für den Anderen. Ohne die Negativität der Schwellen, ohne die Schwellenerfahrungen verkümmert die Fantasie.“
(Han 2012b, 53, 54)

Die Darstellungen im Web streben folglich nach Überwindung der Wahrnehmungsschwelle. Damit wird das vorhandene Repertoire an Instrumenten genutzt und nach bekannten Mustern bedient.

Einen Gegengedanken zur Entschärfung dieser Interpretation äußert der Rostocker Literaturwissenschaftler Lutz Hagedstedt: Das Tagebuch – historisch als Journal intim entstanden – impliziert das Private, Intime. Wenn das Tagebuch nun öffentlich geführt wird, dann entsteht damit ein Tagebuch-Ich als Kunstfigur, die das Private äußert, dies aber im Modus der Fiktion tut (Hagedstedt 2008, 110). Er zeigt diese Möglichkeit am Beispiel von Rainald Goetz auf: Der vielbeachtete Schriftsteller und Provokateur, der mit seinem einjährigen Blog Experiment benannt Klage im Magazin Vanity Fair übrigens zu einem der ersten öffentlichen Diaristen in Deutschland zählte, trennte in seinem Blog das Private sehr streng vom Persönlichen.

„Was man als Privates vermuten würde, ist Fiktion. Was an Persönlichem ablesbar ist, ist eine Beobachtung oder Erfahrung die uns alle betrifft und die jeder machen kann. [...] das Tagebuch-Ich, das hier quasi als Bewegungsmelder des Autor-Ichs die jeweilige Positionsbestimmung durchgibt, beteiligt uns ja nur scheinbar am Alltag des Rainald Goetz.“
(Hagedstedt 2008, S. 111)

Bleibt zu fragen: Gelingt dieser Kunstgriff auch der Vielzahl an adolescenten weiblichen Bloggerinnen?

Selbstdarstellung und Wirksamkeit

Der Kunstgriff, die Kunstfigur, der Vorrang der Selbstdarstellung vor dem Anspruch auf Authentizität und Wahrheit führt zu einer weiteren Denkfigur des Strukturwandels des Tagebuchs, die hier vorgeschlagen werden soll, nämlich der Verschiebung von der Selbstoffenbarung zum auf Wirkung und Effekt angelegten Publizieren.

„Die institutionelle Absicherung der Autorität des Sprechers, wie sie etwa in der PR vorliegt, ist durch die Arbeit an der Form zu gewährleisten. Durch die Erstellung einer sprachlichen und sozialen Kompetenz sowie durch Antizipation der Rezeption [...]. Mit der Vorwegnahme der Rezeptionssituation

asymmetrischer Kommunikationsverhältnisse kalkuliert der Sprecher die nötige Form seiner Strategien, die einzig auf die Vorwegnahme des Kommunikationsprofits zielen.“
(Dorer & Marschik 1993, 85)

Ein wichtiges Element zur, so Han, „performativen“, auf Wirkung ausgerichteten Kommunikation, ist die in der digitalen Kommunikation vorhandene Dominanz der „Emotion“, - welche er vom „Gefühl“ unterscheidet: „Das Gefühl lässt eine Erzählung zu. Es hat eine narrative Länge oder Breite. Weder Affekt noch Emotion sind erzählbar“ (Han 2014, 60). Im digitalen Kapitalismus, so Han, werde die Emotion aber – sozusagen durch die Beschleunigung der Kommunikation – bevorzugt:

„Die neoliberale Ökonomie, die zur Steigerung der Produktivität immer mehr Kontinuität abbaut und mehr Unbeständigkeit einbaut, treibt die Emotionalisierung des Produktionsprozesses voran. Auch die Beschleunigung der Kommunikation begünstigt deren Emotionalisierung, denn die Rationalität ist langsamer als die Emotionalität.“
(Han 2014, 65)

Mit Beschleunigung und Emotionalisierung sei aber eine Orientierung zum „performativen“ der Kommunikation vorgezeichnet: „Die Emotion ist nicht konstativ, sondern performativ. Sie hat einen Bezug zu Handlungen. Sie ist ferner intentional und zielgerichtet.“ (Han 2014, 60).

Darin sieht Han auch den wesentlichen Unterschied der elektronischen zur ursprünglichen, von Foucault dargelegten und mit dem Tagebuchschriften verbundenen „Arbeit an sich“: „Publicatio sui verschreibt sich einem Wahr-

heitsstreben. Die Aufzeichnungen über sich selbst dienen einer Ethik des Selbst.“ (ebd., 84) Ebenso wie Autobiographien wäre dies noch eine Narration. Anders jedoch die moderne Form im Internet: „Die Timeline dagegen erzählt nicht. Sie ist eine bloße Aufzählung und Addition von Ereignissen oder Informationen.“ (ebd., 91) Die weitere Entwicklung zum (semi)kommerziellen Weblog, zum bilderreichen „Influencer“ scheint damit angesprochen, soll hier aber nicht mehr Thema sein.

Fazit

Folgende These lässt sich aus dem bisher gesagten ableiten: Aus der „Arbeit an sich“ geboren, nimmt die „publicatio sui“ ihren Weg vom „Inneren Geheimnis“ über das „Geständnis“ ans Licht der Wahrheitsproduktion – das Tagebuch wird, so es zugänglich ist, schließlich auch zur Quelle der Wissenschaft. Mit dem Aufkommen des Internets und dem Weblog erleben wird die Wende zur freiwilligen und öffentlichen Selbstoffenbarung – wobei dieses publizierte Selbst jedoch immer mehr den Status eines künstlich produzierten „Kunst-Ich“ annimmt, das, ob willentlich oder unabsichtlich, eine performative Rolle im digitalen Kapitalismus einzunehmen bereit ist.

Eine versöhnliche Anmerkung zum Schluss: Auch wenn wir das aus HistorikerInnen-Sicht mit unserer Hoffnung auf gute, authentische Quellen bedauern mögen – stellt eine solche mögliche vierte Wende zum auf Wirkung angelegten „Kunst-Ich“, nicht letztlich auch einen Schutz dar? Nämlich den Schutz des persönlichen Selbst vor dem digitalen „Panoptikum“, vor der Transparenz des Internets, vor umfassender Überwachung und Kontrolle?

Bibliographie

- Abels, H. (2006). *Identität: Über die Entstehung des Gedankens dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt*. Wiesbaden.
- Austin, J. L. (1972). *Zur Theorie der Sprechakte. Deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny*. Stuttgart.
- Carver, C. S., Scheier, M. F. & Weintraub, J. K. (1989). Assessing Coping Strategies: A Theoretically Based Approach. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 56 (2), S. 267-283.
- Dorer J. & Marschik M. (1993). *Kommunikation und Macht*. Wien.
- Dusini A. (2002). *Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung*. Habilitationsschrift. Wien.
- Dusini, A. (2015). Was am Tagebuch „weiblich“ sein soll... In: Gerhalter, L. & Hämmerle, C. (Hg.), *Krieg – Politik – Schreiben. Tagebücher von Frauen (1918 – 1950)*. Böhlau, S. 165-173.
- Education Group GmbH (2019). *Medienverhalten der Jugendlichen im Trend. Aus dem Blickwinkel der Jugendlichen*. Linz.
- Faulstich, W. (2000). „Jetzt geht die Welt zugrunde ...“. Kulturkritik, „Kulturschocks“ und Medien-geschichte. Vom antiken Theater bis zu Multimedia, In: Faulstich, W., *Medienkulturen*. München, S. 171-188.
- Faulstich, W. (2007). Groschenromane, Heftchen und die Schmutz und Schund-Debatte, In: Faulstich, W., *Die Kultur der 50er Jahre*. 2. Auflage. München, S. 199-216.
- Foucault, M. (1976a). *Mikrophysik der Macht. Über Strafrecht, Psychiatrie und Medien*. Berlin.
- Foucault, M. (1976b). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main.
- Foucault, M. (1977). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt am Main.
- Foucault, M. (1986). *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3*. Paris.
- Foucault, M. (1994). *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt am Main.
- Foucault, M. (1994). Schreiben als Technik des Selbst. In: Foucault, M., *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt am Main.
- Gerhalter, L. (2017). *Tagebücher als Quellen. Diaristische Aufzeichnungen als Forschungs- und Sammlungsgegenstände in den Sozialwissenschaften bis in die 1930er-Jahre und in den Geschichtswissenschaften ab den 1980er-Jahren*. Diss. Wien.
- Gerhalter, L. (2015a). „Einmal ein ordentliches Tagebuch“. Formen, Inhalte und Materialitäten diaristischer Aufzeichnungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Steuwer, J. & Graf, R. (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen, S. 63-84.
- Gerhalter, L. (2015b). Konventionelle Geheimnisse: Tagebücher von Jugendlichen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: *Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung*, 3, S. 27-34.
- Hagedstedt, L. (2008). ... und gehalten alles von der Strenge der Zeit. Rainald Goetz als Tagebuch-Autor. In: Gold, H.; Holm, C.; Bös, E. & Nowak, T. (Hg.), *@absolut? Privat! Vom Tagebuch zum Weblog. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation*. Heidelberg, S. 108-110.
- Han, B. (2012a). *Transparenzgesellschaft*. Berlin
- Han, B. (2012b). *Agonie des Eros*. Berlin
- Han, B. (2014). *Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken*. Frankfurt am Main.
- Hämmerle Chr. & Gerhalter, L. (2015). Tagebuch – Geschlecht – Genre im 19. Und 20. Jahrhundert. In: Gerhalter, L. & Hämmerle, C. (Hg.), *Krieg – Politik – Schreiben. Tagebücher von Frauen (1918-1950)*. Böhlau, S. 7-31.
- Hämmerle, Chr. (2006). Ein Ort für Geheimnisse? Jugendtagebücher im 19. Und 20. Jahrhundert. In: Eigner, P.; Hämmerle, C. & Müller, G. (Hg.), *Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht*. Innsbruck, Wien, Bozen, S. 28-45.
- Hesse, F. (2008). Die Geschlechterdimension von Weblogs: Inhaltsanalytische Streifzüge durch die Blogosphäre. In: *kommunikation@gesellschaft*, 9, S. 1-15. Abgerufen von <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0228-200809049>, Zugriff am 16.09.2019.
- Holm, Chr. (2008a). Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: Gold, H.; Holm, C.; Bös, E. & Nowak, T. (Hg.), *@absolut? Privat! Vom Tagebuch zum Weblog. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation*. Heidelberg, S. 10-50.

- Holm, Chr. (2008b). Goethe-Kalender. In: Gold, H.; Holm, C., Bös, E. & Nowak, T (Hg.), *@absolut? Privat!. Vom Tagebuch zum Weblog. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation*. Heidelberg, S. 74-75.
- Klaus, E. (2017). Öffentlichkeit als gesellschaftlicher Selbstverständigungsprozess und das Drei-Ebenen-Modell von Öffentlichkeit. Rückblick und Ausblick (Critical studies in media and communication). In: Klaus E. & Drücke, R. (Hg.), *Öffentlichkeiten und gesellschaftliche Aushandlungsprozesse: theoretische Perspektiven und empirische Befunde*. Bielefeld, S. 17-37.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Mitzscherlich, B., Kraus, W. & Sraus, F. (2006). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek bei Hamburg.
- Klemm, M. (2016). Ich reise, also blogge ich. Wie Reiseberichte im Social Web zur multimodalen Echtzeit Selbstdokumentation werden. In: Hahn, K. & Schmidl, A. (Hg.), *Websites & Sightseeing. Medienkulturen im digitalen Zeitalter*. Wiesbaden, S. 31-62.
- Kluge, F. (2002). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearb. von Elmar Seebold. 24., durchges. und erw. Auflage. Berlin, New York.
- Lejeune Ph. (1996). The „Journal de Jeune Fille“ in Nineteen Century France, In: Bunkers, S. L. & Huff, C. (Hg.), *Inscribing the Daily. Critical Essays on Women's Diaries*. Amherst, S. 107-122.
- Lejeune, P. (2015). „*Liebes Tagebuch*“. *Zur Theorie und Praxis des Journals*. München.
- Lejeune, P. (2015). Datierte Spuren in Serie. Tagebücher und ihre Autoren. In: Steuwer, J. & Graf, R. (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen, S. 37-46.
- Lühr, M. (2015). Tagebuch schreiben im Kollektiv. Brigadetagebücher in der DDR zwischen Ideologie und Alltagspraxis. In: Steuwer, J. & Graf, R. (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen, S. 163-185.
- Nauhaus, G. (2008). Blumen(tage)buch 1854-1856. In: Gold, H., Holm, C., Bös, E. & Nowak, T. (Hg.), *@absolut? Privat!. Vom Tagebuch zum Weblog. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation*. Heidelberg, S. 72-73.
- Nowak, T. (2008). Vom Blatt zum Blog. Der Medienamateur und das digitale Tagebuch. In: Gold, H., Holm, C., Bös, E. & Nowak, T. (Hg.), *@absolut? Privat!. Vom Tagebuch zum Weblog. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation*. Heidelberg, S. 51-62.
- Schönberger, K. (2008). Von der Lesewut zur Schreibwut? Über legitimes Lesen und Schreiben. In: Gold, H., Holm, C., Bös, E. & Nowak, T. (Hg.), *@absolut? Privat!. Vom Tagebuch zum Weblog. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation*. Heidelberg, S. 112-114.
- Schönberger, K. (2009). Doing Gender, kulturelles Kapital und Praktiken des Bloggens. In: Simon, M., Hengartner, T., Heimerdinger, T. & Lux, A. C. (Hg.), *Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags*. 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Mainz vom 23. Bis 26. September 2007. Münster, New York, München, Berlin, S. 378-386.
- Schmidt, J. (2006). *Weblogs. Eine kommunikationssoziologische Studie*. Konstanz.
- Steuwer, J. & Graf, R. (2015). Selbstkonstitution und Welterzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts. In: Steuwer, J. & Graf, R. (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen, S. 7-36.
- Steuwer, J. (2015). „Weltanschauung mit meinem Ich verbinden“. Tagebücher und das nationalsozialistische Erziehungsprojekt. In: Steuwer, J. & Graf, R. (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen, S. 100-123.
- Wuthenow, R. (1990). *Europäische Tagebücher. Eigenart – Formen – Entwicklung*. Darmstadt

Erik BAUER,

Univ.-Lektor Dr., ist Kommunikationswissenschaftler, freier Journalist und Vortragender. Lehrbeauftragter am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, Lehraufträge bisher auch am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien, an der Fachhochschule St. Pölten sowie Gastlektor am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin. Vorstandsmitglied des Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung. Arbeitsschwerpunkte sind Medien- und Kommunikationstheorien, Medienpolitik, Journalismus, Multimedia, Integration und Nachhaltigkeit.

Gaby FALBÖCK,

Mag.^a Dr.ⁱⁿ, Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Politikwissenschaft an der Universität Wien, Dissertation zum Thema *Exiljournalismus als identitätsstiftende Kommunikation in der Krise*, Lektorin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, Dozentin für Lehre und Praxis der Fachhochschule St. Pölten, Mitherausgeberin der kommunikationshistorischen Fachzeitschrift *medien & zeit*; Forschungsschwerpunkte: Kinder und Medien, biografische Forschung, Exil, Migration und Medien sowie Kommunikationsgeschichte.

Überraschend kommunikativ

Geheimnisse und andere Funktionen von Tagebüchern von Jugendlichen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Li Gerhalter

Sammlung Frauennachlässe, Institut für Geschichte, Universität Wien

Abstract

Tagebücher sind jene Selbstzeugnisse, die von den meisten Menschen spontan mit dem Begriff ‚Geheimnis‘ assoziiert werden. Aber stimmt das überhaupt? Lässt sich diese Erwartungshaltung durch Quellen bestätigen? Am Beispiel von diaristischen Aufzeichnungen, die Mädchen und jungen Frauen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verfasst haben, wird diese Frage ausgeleuchtet. Es wird nach den Anlässen gefragt, warum Tagebücher überhaupt begonnen wurden. Weiters geht es um die Funktionen, die das Schreiben für die einzelne Verfasser/innen möglicherweise hatte und schließlich um verschiedenen Formen, die sich entsprechend zeit- und geschlechtsspezifischer Konventionen und Moden etabliert haben.

‚Geheimnisse‘ werden dabei (nach Claudia Schirrmeyer) als eine eigene „Kommunikationsform“ verstanden – und damit als eine der möglichen Funktionen des Tagebuchschreibens. Gezeigt und besprochen werden in dem Beitrag verschiedene Ausgestaltungen der Geheimhaltung. Insbesondere wird dabei die Praxis der geteilten Geheimnisse vorgestellt – und die Reflexionen der jungen Schreiberinnen darüber.

Der Ausgang für diesen Beitrag ist folgende Beobachtung: Es gibt bestimmte Erwartungshaltungen (Hof 2008, 14), die Selbstzeugnissen ganz allgemein entgegengebracht werden. Im speziellen richten sich diese Erwartungshaltungen besonders stark an Tagebücher.¹ Sie beziehen sich dabei sowohl auf deren Inhalte – als auch auf ihr Aussehen, ihre materielle Beschaffenheit. Gegenüber den Inhalten können sich die Erwartungshaltungen auf verschiedene Grundlagen stützen: Erstens sind das erfolgreiche Editionen von veröffentlichten Tagebüchern wie jene von Victor Klemperer (1881-1960) (1991)¹ oder insbesondere das „meist gelesene Tagebuch der Welt“ (Nowak, 2008, 142) von Anne Frank (1929-1945) (1947)¹. Als eine zweite mögliche Grundlage für die landläufigen Einschätzungen, was denn nun ein Tagebuch ‚wäre‘, kann ein diffuses ‚Allgemeinwissen‘ ausgemacht werden. Vielleicht sind es ‚Erfahrungen‘ mit dem eigenen Tagebuchs Schreiben, besonders nachhaltig dürften insbesondere eingefahrene mediale Insze-

nierungen wirken, wie sie z.B. in verschiedenen Fernsehserien oder sogenannten Doku-Soaps re/produziert werden. Immer wieder wird hier ein fiktiver Kriminalfall durch ein – plötzlich noch aufgetauchtes – Tagebuch gelöst, oder eine Liebesgeschichte wird vorangetrieben, oder eine Erbschaft geregelt etc.

Entsprechend wurde auch der Begriff „Tagebuch“ wiederholt als Titel für verschiedene aktuell populäre Fernsehformate verwendet. Beispiele sind etwa die Fantasy-Serie *The Vampire Diaries*, die von CW Television Network in acht Staffeln von 2009 bis 2017 produziert wurde und dabei, grob gesagt, von den Verwicklungen einer Teenagerin mit einer Gruppe von Vampiren handelt. In der von RTL 2 zwischen 2010 und 2015 produzierten Pseudo-Doku-Soap *X-Diaries – love, sun & fun* wurden in 505 Folgen erfundene Urlaubsgeschichten von Cliques, Familien und Paaren gezeigt. Während die Hauptprotagonistin der Arztserie *Doctor's Diary* (RTL und ORF, 2008-2011) wenigstens am Rande jeder Folge im Bett

¹ Eine erste Version von diesem Text ist erschienen als Gerhalter, L. (2015a). Konventionelle Geheimnisse. Tagebücher von Jugendlichen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

In: *Historische Sozialkunde: Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung*, 45 (3), S. 27-34.

lummelt und ihre Liebesverwirrungen in einem rosa Heft festhält, spielen Tagebücher in den zwei erstgenannten Serien kaum eine Rolle. Dass der Begriff dennoch in die Titel von beiden übernommen wurde, liegt vermutlich an der Idee, das Wort „Tagebuch“ würde persönliche oder sogar geheime Informationen über die Akteur/innen versprechen – und dadurch neugierig machen. Schließlich sind Tagebücher jene Selbstzeugnisse, die von den meisten Menschen spontan mit dem Begriff ‚Geheimnis‘ assoziiert oder sogar gleichgesetzt werden, wie es die Literaturwissenschaftlerin Nicole Seifert ausgedrückt hat:

„Das Wort Tagebuch ist im allgemeinen Verständnis nahezu ein Synonym für Geheimnis. Die Vorstellung, dass Tagebücher von ihren Besitzern versteckt oder verschlossen gehalten werden, gehört genauso selbstverständlich zu diesem Genre wie die Annahme, dass der Autor hier nur für sich selbst schreibt.“
(Seifert 2008, 64)

Das (erstaunlich langlebige) wissenschaftliche Fundament für diese Behauptung – und damit eine dritte mögliche Grundlage für die Erwartungshaltungen, die der Textform Tagebuch entgegengebracht werden, lieferte die pädagogische und vor allem die jugendpsychologische Forschung, die in den 1920er- und 1930er-Jahren diaristische Aufzeichnungen häufig als Quellen verwendet hat.

Tagebücher als Quellen für die Jugendpsychologie der 1920er- und 1930er-Jahre

Seit Ende des 19. Jahrhunderts kam es unter Jugendlichen (beider Geschlechter) mehr und mehr auf, ein Tagebuch zu führen. Diese werden nun nicht nur im Nachhinein von Historiker/innen beforscht. Von den Forschungen der 1920er- und 30er-Jahren sind heute noch vor allem die Arbeiten der Jugendpsychologin Charlotte Bühler (1893-1974) und ihrer großen Forschungsgruppe bekannt, die zwischen 1923 und 1938 in Wien durchgeführt wurden, bevor das Ehepaar Bühler vor den Nationalsozialist/innen flüchten musste. Von Charlotte Bühler wurde auch eine größere Sammlung von Tagebüchern aufgebaut. Diese ist zwar seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen (Gerhalter 2010), es wurden aber Auszüge von mehreren hier zusammengetragenen Aufzeichnungen als Editionen veröffentlicht, womit sie

auch heute noch zur Verfügung stehen (dazu u.a. Soff 1989).

Breit rezipiert wurde dabei insbesondere Charlotte Bühlers Einschätzung, warum Jugendliche überhaupt ein Tagebuch führen würden. Für sie handelte es sich dabei um eine der möglichen Formen der „gesetzmäßigen und spezifischen Erlebnisweise des Reifungsalters“ (Bühler 1925, X), also um etwas, das für Jugendliche ‚typisch‘ wäre. Anlass sei

„der einfache Trieb, sich irgendwie über Dinge, die mit seinem Leben zusammenhängen, auszusprechen. [...] [M]an muß annehmen, daß den Tb.schreiber Dinge beschäftigen, mit denen er allein sein will oder muß.“
(Bühler 1925, VIII)

Die Formulierung, das Tagebuch sei eine Möglichkeit, um sich „auszusprechen“, wurde von Schreiberinnen auch selbst verwendet, wie sich in Archivquellen nachlesen lässt:

„Ich bin so froh daß ich dieses Büchlein hab, wenn ich jemanden meine Gedanken mitteilen kann dannühl ich mich wohl. Es ist mir als ob ich an der Seite einer lieben Freundin säße und ihr meine Erlebnisse erzählte“,
(SFN NL 97)

hielt etwa die 21-jährigen Augusta Carolina Holzleitner aus Enns im Jänner 1898 fest. Das Tagebuch als ‚beste Freundin‘, die Schreibenden, die ‚alleine sein wollen‘ etc. Das alles sind Zuschreibungen, die förmlich davon ausgehen, dass diaristische Aufzeichnungen Informationen enthalten würden, die ‚geheim‘ sind. Wie kam es nun aber dazu, dass Jugendliche ihre Gedanken, die sie eigentlich mit niemand teilen wollten, ausgerechnet schriftlich ausdrückten, also auf Papier festhielten – und damit möglicherweise für andere Personen erst recht auffindbar und nachlesbar machten?

Charlotte Bühlers – vor nunmehr knapp 100 Jahren aufgestellte – Erklärungen waren psychologische, was ja ihrer Profession entsprach. Für eine kultur- und geschichtswissenschaftliche Herangehensweise sind sie als zeitgenössische Resultate ihrer Forschungs-Disziplin anzusehen, die entsprechend zeitlich und wissenschaftshistorisch einzuordnen sind. Historiker/innen, Kommunikations- oder Kulturwissenschaftler/innen sind jedoch zudem gefordert, die kulturellen, sozialen, politischen etc. Hintergründe eines Phänomens (wie dem des Tagebuchschreibens) in seinem historischen Kontext zu analysieren.

Diesen Zugang wählte nun ebenfalls bereits in den 1920er-Jahren der Reformpädagog und Psychoanalytiker Siegfried Bernfeld (1892-1953), dessen Theorien zum Tagebuchschreiben aus heutiger Sicht erstaunlich aktuell und anschlussfähig wirken. Er sah darin eine „Tradition“ oder einen „literarischen Brauch“, den Jugendliche als ‚Mode‘ ausübten, die sie nachahmten. In seinen Einschätzungen der Funktionen, die das Tagebuchschreiben für Jugendliche haben konnte, unterschied Bernfeld sich nicht von Charlotte Bühler. Für ihn war aber weiterführend die Frage zentral, wie sie „zur Kenntnis dieser Normen und des Brauches überhaupt gelangt“ waren (Bernfeld 1931, 1-6), wie sie also auf die Idee dazu gekommen sind.

Seiner Beobachtung nach konnten die Motivationen dazu von verschiedenen Seiten herrühren (Bernfeld 1931, 127-130): So haben (1) vielfach Eltern oder Lehrpersonen das Schreiben angeregt. Es konnten (2) auch veröffentlichte Tagebücher als Vorbilder dienen. Im späteren 19. Jahrhundert war es gängig, persönliche Aufzeichnungen (die freilich entsprechend bearbeitet waren) als Bücher herauszubringen. Ein Bestseller war zum Beispiel das Tagebuch der jungen Künstlerin Marie Bashkirtseff (1858-1884), welches bereits drei Jahre nach ihrem Tod als Edition erschienen ist. Auch die Nachahmung des Tagebuchs von Anne Frank kann inzwischen belegt werden. So berichtete eine in den 1950er-Jahren geborene Schreiberin folgendes:

„Mit ca. 12 oder 13 Jahren [um 1965, Anm. L.G.] habe ich das Tagebuch der Anne Frank zum ersten Mal gelesen. Abgesehen vom Inhaltlichen (das ich bei diesem ersten Lesen vermutlich noch gar nicht richtig begriffen habe), hat es mich sofort zur Nachahmung verführt. Nein, eigentlich zu einer Kopie: denn ich habe, genau wie Anne, meinem Tagebuch einen Freundinnennamen gegeben. Welchen, das weiß ich leider nicht mehr. Und ich habe, genau wie Anne, dann mit dem Tagebuch ‚geredet‘ – was mir von Anfang an ziemlich albern vorgekommen ist. Es war ja auch nicht von langer Dauer; in meiner Erinnerung nur einige wenige Wochen.“

(Karin S. 2017; Gerhalter 2017, 414-415)²

Die Vorbilder konnten aber weiters Tagebücher von Freund/innen sein, oder sie kamen (3) aus der

fiktiven Literatur, wie es die 14-jährige Wienerin Stephanie Johne im September 1933 beschrieb:

„Durch den Roman ‚Zwei Menschen‘ von Richard Voss angeregt, möchte auch ich ein Tagebuch führen. Hoffentlich endet es nicht so traurig wie bei diesem Junker Rochus.“

(SFN NL 40)

Einen zusätzlichen wichtigen Faktor für den Erfolg des Mediums Jugendtagebuch sah Siegfried Bernfeld schließlich (4) in ihrer Bewerbung durch den Papierhandel, der sie ja angeboten hat – und der seine Waren auch verkaufen wollte. Dabei war die Produktpalette sehr breit. Diese reichte von aufwändig gemachten hart gebundenen Büchern mit seitlich angebrachtem Schloss bis hin zu einfachen Hausübungsheften, die den Titel „Tagebuch“ aufgedruckt hatten.

Diese unterschiedlichen kulturwissenschaftlichen Hintergründe sind die Ausgangspunkte für die vorliegenden weiteren Ausführungen. Bevor auf den Umgang mit ‚geheimen‘ Tagebüchern eingegangen wird, sollen kurz auch andere Formen von Selbstzeugnissen vorgestellt werden, die Kinder und Jugendliche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts häufig verfasst haben. Es soll damit deutlich gemacht werden, dass das Führen von Tagebüchern keine isolierte Praktik war, die etwa aus einem ‚naturegebenen Bedürfnis‘ heraus im stillen Kämmerlein durchgeführt wurde. Es fand im Kontext einer Vielzahl anderer Schreib-Praktiken statt, die auch eine Rolle dabei spielen konnten, dass (zukünftige) Diarist/innen erlernten und übten, überhaupt persönliche Themen aufzuschreiben.

Tagebücher als historische Quellen

Ein Großteil der theoretischen Grundlagen zum Thema Tagebücher wurde in den Literaturwissenschaften erarbeitet. Insbesondere die (zumeist anglo-amerikanische) feministische Forschung hat schon seit den 1980er-Jahren substantielle Ergebnisse dazu vorgelegt (dazu u.a. Bunkers & Huff 1996). Derzeit werden Tagebücher auch wieder verstärkt von Historiker/innen beforscht. (Als ersten Überblick zu Selbstzeugnissen als Quellen in den Geschichtswissenschaften: Depkat 2014). Lange Zeit wurde dabei hauptsächlich der Inhalt der Aufzeichnungen analysiert

werden der Name der Schreiberin abgekürzt und auch keine weiteren Informationen gegeben.

² Karin S. (2017). Email-Korrespondenz mit Li Gerhalter. Dieses Tagebuch ist nicht erhalten. Aus Datenschutzgründen

und etwa dafür herangezogen, um ‚mehr‘ über historische Ereignisse herauszufinden, um die Meinung von Einzelnen zu bestimmten Themen zu erfahren oder auch nur, um historische Ereignisse mit pointierten Aussagen von so genannten Zeitzeug/innen gewürzt zu illustrieren. In neueren Forschungsansätzen wird bei der historischen Analyse einer Tagebuchquelle auch stärker darauf geachtet, warum sie überhaupt verfasst wurde, welche Funktionen das Schreiben für die einzelne Person hatte, welche verschiedenen Formen sich dazu etablierten etc. (vgl. dazu die einzelnen Beiträge in den Sammelbänden Gold, Holm, Bös & Nowak 2008; Steuer & Graf 2015 oder Gerhalter & Hämmerle 2015).

Damit konnte die (historische) Tagebuchforschung inzwischen jedenfalls die große Formenvielfalt des diaristischen Schreibens eindrücklich darlegen. Sicherlich haben die einen oder anderen Verfasser/innen darin ihre geheimsten Gedanken niedergeschrieben oder von Ereignissen berichtet, die keine andere Person wissen sollte. Allgemein waren (und sind) die Tagebuchaufzeichnungen zumeist aber sehr vielfältig und sie haben viele verschiedene Themen zum Inhalt, die dabei mitunter auch langatmig daherkommen: Tägliche Berichte über das Wetter sind ebenso gängig wie ausführliche Erörterungen der gelesenen Literatur oder des Lernstoffes in der Schule, sachlich verfasste Erlebnisberichte, akribische Auflistungen, phantastische Zukunftsvorstellungen oder Erinnerungen an vergangene Ereignisse etc. Das Führen eines Tagebuchs konnte und kann für Jugendliche verschiedene Gründe und Funktionen haben, die möglicherweise auch gleichzeitig und parallel in ein und demselben Buch verfolgt werden. Einige davon sollen im Folgenden dargestellt werden, bevor dann konkret auf den Aspekt ‚Geheimnisse in Tagebüchern‘ eingegangen wird.

‚Geheimnisse‘ werden dabei verstanden als „eine Form des kommunikativen Handelns“, also als eine eigene „Kommunikationsform“, wie es etwa die Kommunikationswissenschaftlerin Claudia Schirrmeister in Rekurs auf die Arbeiten des Soziologen und Philosophen Georg Simmel (1858-1918) formuliert hat (Schirrmeister 2004, 33, 34-40). Der Fokus wird dabei auf den Aufzeichnungen von Mädchen und jungen Frauen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts liegen, die Quellengrundlage sind Tagebücher aus verschiedenen Sammlungen und Archiven.

Dieser inhaltliche Fokus auf jugendliche Schreiberinnen ist vor allem darin begründet, dass sie seit dem 19. Jahrhundert besonders oft Tagebü-

cher geführt haben, was wiederum mit den bürgerlichen Konventionen und Erziehungsidealen im Zusammenhang stand. (Als Überblick dazu: Hämmerle 2006.) Von den Forschungsarbeiten zu Tagebüchern bürgerlicher Mädchen vom späten 18. Jahrhundert bis zur Zeit des Ersten Weltkrieges sind insbesondere jene des französischen Literaturwissenschaftlers Philippe Lejeune zu nennen (u.a. Lejeune 1996). Mit Tagebüchern von Jugendlichen im und nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich zuletzt u.a. die deutschen Historiker Benjamin Möckel und Janosch Steuer beschäftigt (Möckel 2014, Steuer 2017). Eine fundierte Arbeit konkret zum angeleiteten Tagebuchschreiben in der NS-Zeit hat – wie auch in vorliegender Ausgabe von *medien & zeit* nachzulesen – erst jüngst die Wiener Historikerin Veronika Siegmund vorgelegt (Siegmund 2017).

Verschiedene Formen des persönlichen Schreibens

Ein insgesamt zentrales Medium, sich im Fin de Siècle schriftlich auszudrücken, waren Briefe, die daher auch zu allererst zu nennen sind. In den Korrespondenzen wurden einerseits – klarerweise – Informationen ausgetauscht. Andererseits war das Anfertigen von ‚guten‘ Briefen für die Schreiber/innen auch ein Mittel, zu demonstrieren, dass sie die von ihnen erwarteten gesellschaftlichen Rollen erfüllten (dazu u.a. Hämmerle & Saurer 2003). Die Rollenerwartungen richteten sich zum Beispiel unterschiedlich an Frauen oder Männer, aber auch an verschiedene Familienmitglieder. So wurde von Kindern aus dem Bürgertum bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein erwartet, dass sie zu Neujahr ‚schöne‘ Briefe an ihre Eltern verfassten. Sich hier ‚korrekt‘ ausdrücken zu können, wurde als „Geschenk“ an sie gewertet (Linke 1996, 291-316). Ähnliches galt für die Zeit der Sommerfrische, von wo aus etwa regelmäßig an den Vater zu schreiben war, wenn dieser sich wochentags in der Stadt aufhielt. Das tat etwa der 15-jährige Friedrich Lienhart im Juni 1890: „Ich nehme daher Feder, Tinte und Papier, um dir zu berichten, was wir seit dem letzten Montag gemacht haben“ (SFN NL 16 III; Rabensteiner 2014). Das Korrespondieren war ein Fixpunkt im Wochen- und Tagesablauf in der Sommerfrische, so wie das Spazieren- oder Kirchengehen, der Sportunterricht, die Handarbeit, das Naturerlebnis – oder das Tagebuchschreiben.

Ein zweiter verbreiteter Ausdruck bürgerlicher Selbstdokumentation um 1900 war es, die besuchten Theater- und Opernaufführungen (und

später auch Kinofilme) zu verzeichnen, wofür es seit dem späten 19. Jahrhundert auch eigens vorgedruckte Alben zu kaufen gab. Die Theater-Auflistungen der Wienerin Lilli Wehle beginnen 1899, als sie gerade erst fünf Jahre alt war (SFN NL 21 II). Die verschiedenen Handschriften legen die Vermutung nahe, dass die Notizen zuerst von ihren Eltern oder der Kinderfrau verfasst wurden. Lilli Wehles eigene Schrift ist parallel dazu ab 1904 zu erkennen. Sie hat also eine von ihrem sozialen Umfeld vorgegebene Praxis übernommen und weitergeführt. Ihre selbstverfassten Aufzeichnungen enden aber bereits 1907 wieder, was darauf hindeutet, dass das Ausüben solcher Konventionen einerseits übernommen werden konnte, andererseits aber auch abgelehnt oder wieder beendet wurde. Ein drittes häufig auch von Kindern und Jugendlichen festgehaltenes Thema waren Reisen und Urlaubsaufenthalte. So hielten die zirka 10-jährige Mimi Heller und ihre Schwester Ilse aus Teplice/Teplitz-Schönau im damaligen Böhmen in den 1890er-Jahren in einem mit „Unsere Badereise“ betitelten Büchlein ihre Ferien im mondänen Urlaubsort Ostende in Belgien fest. Die detaillierten Schilderungen sind als vierzeilige Reime gestaltet:

*„Der Leierkasten spielte wie voriges Jahr
Wir tanzten, wo die große Versammlung war
Wir nahmen hier keine Stunden im Tanzen
Sondern hatten völlige Vakanzen.
Affenmänner [vermutlich Schausteller mit dressierten Tieren] stellten sich ein
Ein Vogelmann zeigte die Vögelein
Da gab's Blumencorso und Kinderball
Letzterer fand statt in einem großen Saal.“*
(SFN NL 120 II)

Das Dichten und Schönschreiben der insgesamt 58 Verse hat den Mädchen sicherlich viel Zeit gekostet – vermutlich wurde das Ergebnis dann auch einem entsprechenden Publikum vorgetragen. Aufzeichnungen über persönliche Erlebnisse zu führen war also Teil der bürgerlichen Konventionen in der Zeit um 1900. In den folgenden Jahrzehnten konnte es zudem aber auch in Schulen verordnet werden, dass Kinder und Jugendliche diaristische Aufzeichnungen verfassten. Ein Beispiel dafür liegt von der deutschen Bürgerschülerin Fanny W. aus der Zeit von 1913 bis 1917 vor. Sie hatte eines jener oben bereits genannten Schulhefte mit dem Aufdruck „Tagebuch“ in Gebrauch. Behandelte Themen darin sind u.a. „Unsere Turnstunde“, „Was mich freut“, „Der erste Schnee“ oder „Das höfliche Kind“ (WKBA

5514). Von der damals 10-jährigen Klara Wieser aus Bolzano/Bozen in Südtirol ist ihrerseits ein von ihr selbst handschriftlich mit „Diario“ betiteltes Schulheft erhalten, in das das (deutschsprachig aufgewachsene) Mädchen 1934 als Hausaufgabe auf Italienisch ihre Erlebnisse eintrug, was dann von der Lehrerin auf Rechtschreibfehler hin ausgebessert wurde (SFN NL 114). Klara Wieser übte sich damit also in italienischer Grammatik und gleichzeitig im Tagebuchschreiben. In autoritären Regimen wie hier dem Faschismus in Italien oder im Nationalsozialismus in Österreich und Deutschland wurde das diaristische Schreiben also auch als Instrument zur politischen Bewusstseinsbildung von Jugendlichen verwendet. So wurde das Führen eines auf politische und gruppenbezogene Themen ausgerichteten Tagebuches für Jugendliche bzw. Jugendgruppen etwa in den Publikationen der NS-Vorfeldorganisationen Bund Deutscher Mädel (BDM) und Hitlerjugend (HJ) angeregt (Steuer 2015; Siegmund 2017).

Alle diese beschriebenen Formen persönlicher Aufzeichnungen von Jugendlichen und Kindern waren keine ‚geheimen‘ Tagebücher, sie waren jeweils dezidiert an ein bestimmtes Lesepublikum gerichtet. Sie stehen stellvertretend für die große Vielfalt an möglichen Formen und Konventionen des autobiografischen Schreibens, von denen das ‚geheime Tagebuch‘ nur eine ist – auch wenn es sich dabei wahrscheinlich um die am meisten beachtete handelt. Wie waren diese Aufzeichnungen nun aber gestaltet? Und wie wurden sie begonnen?

Beginnen, ein Tagebuch zu schreiben

Viele Jugendliche erklären zu Beginn ihrer Tagebücher, was sie nun vorhätten, darin festzuhalten. So schrieb etwa die 16-jährige Berlinerin Fanny Römer (Pseudonym) 1920: „Alles, was mich bewegt und was ich so erlebe, will ich ihm anvertrauen“ (ABP M 88). Andere junge Schreiber/innen erstellten zum Anfang ihrer Aufzeichnungen auch kleine Steckbriefe von sich, wie es die Teenagerin Ilse Brandt aus Bodenteich in der Lüneburger Heide in den 1950er-Jahren machte, die sich dabei folgendermaßen beschrieben hat:

*„Hobby: Schauspielersammeln [Autogrammkarten], Photographieren u. Schlager anhören.
Ich glaube an Horoskop. Ich kann Klavierspielen. Ich bin evangelisch. Ich habe ein eigenes Zimmer. Ich war schon auf Sylt und im Harz.
Ich zeichne gern.“*
(SFN NL 106)

Bis in das frühe 20. Jahrhundert konnte auch die Floskel „Mit Gott“ ein verbreiteter Einstieg sein. Häufig finden sich weiters Angaben dazu, woher oder von wem die Schreiber/innen das Tagebuch bekommen hatten: Meistens war es ein Geschenk von Verwandten gewesen, zu Anlässen wie Weihnachten, Namens- oder Geburtstag, Firmung, Konfirmation, Bat oder Bar Mitzwa. Gleichzeitig waren sich aber längst nicht alle Erwachsenen darüber einig, ob es eigentlich zu fördern sei, dass Jugendliche überhaupt ein Tagebuch führten, wie es Ilse Brandt zu Ostern 1956 schilderte, als sie mit 12 Jahren ihr erstes Tagebuch bekam:

„Vati ist doof! Er hat gemeckert, weil Mutti mir heimlich das Tagebuch gekauft hat. Er sagt, wenn jemand Flusen im Kopf hat, muß er das nicht auch noch aufschreiben. Mutti war lieb und hat mich in Schutz genommen. Naja, sie war ja auch mal ein Mädchen“
(SFN NL 106)

Andere haben sich ihre Bücher wiederum auch selbst besorgt, wie die 1904 geborene Johanna Gramlinger, die als junges Mädchen als Haushaltshilfe gearbeitet hat. Ihr Tagebuch hat sie sich, wie sie schrieb, „buchstäblich vom Munde abgespargt, denn ich wollte eines zum Versperren und da gab es nichts Billiges“ (Hämmerle 2006, 36). Johanna Gramlinger spricht hier eine weitere wirkungsmächtige Vorannahme an, die Tagebüchern häufig entgegengebracht wird: ihr Aussehen. Die meisten Menschen haben die Vorstellung im Kopf, Tagebücher würden stets den Aufdruck „Tagebuch“ am schön verzierten Deckblatt tragen und sie hätten immer ein seitlich angebrachtes Schloss. Diese Bücher gab und gibt es, sie wurden und werden industriell hergestellt und im Papierhandel vertrieben, weswegen die Psychologin Marianne Soff (in Rekurs auf Siegfried Bernfeld) auch den Begriff „kommerzielle Fertigtagebücher“ dafür verwendet hat (Soff 1989, 255). Wann und wo diese auffällende – und so häufig genannte – Form im deutschsprachigen Raum konkret aufgekommen ist, ist bislang nicht klar zu datieren. Das früheste von mir derzeit recherchierte Buch mit Aufdruck und Schloss wurde 1905 begonnen (SFN NL 21 II), das mir aktuell bekannte früheste nur mit einem Schloss ausgestattete Buch im Jahr 1870 (DTA Reg. Nr. 1116/I,3), zwei weitere jeweils 1885 – eines davon übrigens von einem erwachsenen Mann (WStLA 3.4.B.156 und SFN NL 1).

Über die tatsächliche Verbreitung der „kom-

merziellen Fertigtagebücher“ lassen sich, wie über das diaristische Schreiben allgemein, kaum quantitative Aussagen treffen. Anhand eines exemplarischen Samples von 63 Quellenbeständen konnte ich – zumindest als Tendenz – aber zeigen, dass diese Form von Mädchen und jungen Frauen breiter erst ab den 1950er-Jahren, deutlich überwiegend dann ab den 1970er-Jahren verwendet worden sein dürften, wobei die Schreiberinnen zu Beginn jeweils unter 14 Jahre alt waren. In den ersten fünf Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verwendeten zwei Drittel der in diesem Sample dokumentierten Jugendlichen stattdessen Schulhefte oder andere Hefte für ihre Einträge. Häufig in Gebrauch waren auch vorgedruckte Kalender, die seit der Jahrhundertwende oft gratis als Werbegeschenke erhältlich waren (Gerhalter 2013, 55-56). Die als ‚typisch‘ angenommenen Textträger wurden also auch von Mädchen weniger häufig verwendet, als es dem Klischee vielleicht entspricht. Ob nun Tagebücher immer ‚geheim‘ geführt und versteckt aufbewahrt wurden, oder ob es sich vielleicht auch hier um ein Klischee handelt, soll im Folgenden besprochen werden.

Das Geheimnis als eine Funktion des Tagebuchschreibens

Dass es sich bei seinem Inhalt um ‚Geheimnisse‘ handeln würde, wird durch das seitlich angebrachte Schloss von „Fertigtagebüchern“ jedenfalls gleich (für alle gut sichtbar) angedeutet. Die englische Schriftstellerin Virginia Woolf (1882-1941) hat in ihrem berühmten, 1929 erstmals veröffentlichten Essay *A Room of One's Own* die Voraussetzungen formuliert, die gegeben sein müssten, dass sich Frauen intellektuell betätigen könnten, was Anfang des 20. Jahrhunderts ja noch nicht selbstverständlich war. Versperrebare Tagebücher können nun als eine Minimalvariante eines „Room of One's Own“ verstanden werden, oder zumindest als eine – durch das Schloss auch sichtbar gemachte – Willensbekundung zu einem eigenen, selbstbestimmten Ort.

Neben dem also durchaus enthaltenen emanzipatorischen Potenzial für die Schreiber/innen ist hier aber auch ein paradoxes Moment der Disziplinierung verborgen: Hauptsächlich Mädchen aus dem Bürgertum, die bis in das 20. Jahrhundert hinein ohnehin auf die häusliche Sphäre beschränkt agieren sollten, wurden mittels dieser modischen Gegenstände dazu angeleitet, sogar ihre Gedanken in den Zwischenraum zweier Buchdeckel zurückzuziehen und einzusperren.

Bei der sachgemäßen Handhabung der ‚geheimen‘ Tagebücher war es außerdem erforderlich, die Bücher und Schlüssel gut aufzubewahren, da die Schreiberin sich sonst selbst daraus ausschließen konnte, wie es die 13-jährige Internatsschülerin Thea H. aus Sachsen 1920 schilderte:

„Nun habe ich mehrere Tage nicht in mein liebes Tagebuch schreiben können, denn ich hatte den Schlüssel zu demselben verloren, nun habe ich ihn wieder.“
(WKBA Sig. 2918)

Ähnliches hatte die gleichaltrige Ella Reichel aus Niederösterreich bereits zwei Jahre zuvor zu berichten:

„Eben komme ich vom Geschäft herauf, wo Flür! mir einen kleinen Schlüssel für mein Tagebuch aussuchte, denn ich verlor meine Geldbörse mit den Tagebuch-Schlüssel. Darum schrieb ich so lange nichts ein.“
(24. Jänner 1918, SFN NL 38 V)

Mit dem genannten „Geschäft“ ist vermutlich die von den Eltern geführte Eisenwarenhandlung am Hauptplatz des Städtchens Neulengbach gemeint. „Flür!“ dürfte ein/e Angestellte/r gewesen sein. Mit der Re/Instandsetzung des ‚geheimen‘ Tagebuchs der Schülerin waren also vermutlich gleich mehrere Personen beschäftigt; durch deren Hände es dabei auch gegangen sein dürfte. Die Rettungsaktion zog sich entsprechend über drei Wochen.

Optisch weniger auffällig als ein Schloss sind die von Jugendlichen häufig auf den ersten Innenseiten formulierten Bannsprüche, das Tagebuch nicht zu lesen, die verschieden drastisch ausgedrückt sein konnten. Sie lauten dabei etwa wie folgt:

„Bitte, wenn es in fremde Hände kommen sollte, es ungelesen zurückzugeben, da gewiß niemand in Tagebuchgeheimnisse u.s.w. unerlaubter Weise eindringen wird.“ / „Tagebuch bitte nicht lesen! Bei Deiner Würde!“ / „Ein Feind soll mir ein jeder sein, der solchen Charakter hat, das Heft ohne meine Erlaubnis durchzusehen. Ich warne schon jetzt ehe er (sie) es wagt, es durchzulesen. Überlege!!!“ (Ida Pohlner, geb. 1895, Graz, September 1911, SFN NL 5; Helga M. Frey, geb. 1940, Gengenbach in Bayern, Jänner 1955, SFN NL 68; Irmgard Weinberger, geb. 1928, Zemun/Semlin bei Beograd/Belgrad, 1.1.1943, SFN NL 118.)

Es ist an dieser Stelle wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Geheimhaltung der Einträge längst

nicht in allen Tagebüchern von Jugendlichen thematisiert oder problematisiert wird. Viele scheinen sich darüber schlichtweg keine Gedanken gemacht zu haben. In den Fällen, wo mögliche ‚fremde Blicke‘ befürchtet wurden, handelte es sich wiederum zumeist um Eltern, Erziehungsberechtigte, Geschwister oder um die Lehrerinnen in Internatsschulen. Wie die folgenden längeren Zitate belegen, konnten die Schreiberinnen mit ihren Aufzeichnungen jedenfalls sehr unterschiedlich umgehen: Die 16-jährige Internatsschülerin Ida Pohlner aus der Steiermark empfand es als absoluten Übergriff, als ihr Bruder ihr Buch an sich nahm:

„Schönes Wetter. Wir standen um ½ 10 h auf. Frühstückten und ließen dann den Grammophon laufen. Franzl [der Bruder] stahl mir mein Tagebuch und las alles mit Toni. Ich war ganz böse und wollte nichts mehr sprechen.“
(17. August 1911, SFN NL 5)

Ihrer konfessionellen Erzieherin im Internat vertraute Ida Pohlner allerdings mehr – und sie nahm an, dass diese das Buch niemals lesen würde:

„Gestern hat Schw. Bonifazia der Hilde das Tagebuch genommen und es gelesen und sie dann zur Rede gestellt. [...] Es ist nicht schön von ihr. Wenn sie so wäre wie Schw. Alfonsa so möchte sie das nicht tun, denn diese fragte, ob sie es lesen könne und als ich es verneinte, fragte sie mich nie mehr und wenn sie es finden würde, möchte sie es bestimmt nicht lesen.“
(25. Juni 1911, SFN NL 5)

Andere Mädchen wie die 17-jährige Fanny Römer hätten ihre Aufzeichnungen ihren Müttern nach einer Absprache sogar freiwillig gegeben:

„Mutti hat mein Tagebuch gelesen ohne mein Wissen. Ich war darüber empört und traurig. Mutti sagte mir die Gründe: sie wollte wissen, wie ich über meine Einsegnung denke, warum ich dagegen war und wie weit sie mich verloren hat. [...] Ich finde es nicht schön und nicht richtig von Mutti, aber ich kann es ihr nicht übel nehmen, da sie selbst es ja für richtig hielt. Aber sie hätte es nicht heimlich zu lesen brauchen, es mir sagen können.“
(April 1921, ABP Sig. M 88)

Ilse Brandt wiederum versteckte ihre Bücher und verwendete sogar Kurzschrift, um die Einträge (mehr oder weniger) unkenntlich zu machen:

„Ich habe meine Tagebücher durchgeblättert und mit anderen Augen gelesen. Alles, was Mutti wußte, hatte sie nicht von anderen erfahren, sondern kurz vorher, wahrscheinlich regelmäßig gelesen. Meine innersten Gedanken, meine Schwindeleien, meine Gefühle, die ich so ehrlich von mir geschrieben habe. [...] Ich werde nie mehr ins Tagebuch schreiben. [...] Freitag 17.6.60 [Eintrag in Kurzschrift] Doch ich schreibe wieder, aber gewisse Stellen nur in Steno [Kurzschrift]. Ich muß meine Gedanken aufschreiben, sonst platze ich. Nur, wenn ich mir alles von der Seele schreibe, kann ich wieder ruhig werden. Ich habe jetzt ein gutes Versteck für mein Tagebuch!“
 (Juni 1960, SFN NL 106)

Geheimhaltung von Tagebüchern wurde übrigens auch von Erwachsenen praktiziert; ein bekanntes Beispiel sind die von 1660 bis 1669 geführten Aufzeichnungen des britischen Beamten und Politikers Samuel Pepys (1633-1703), in denen er auf mehr als 3.000 Seiten über offizielle Ereignisse berichtete (was zeitgenössisch für einen Mann seiner Position üblich war), aber auch von seinen persönlichen Meinungen, privaten Verwicklungen oder über korrupte Machenschaften. Samuel Pepys hat seine Aufzeich-

nungen Zeit seines Lebens geheim aufbewahrt, zusätzlich hat er die Einträge noch in einer Kurzschrift verfasst.

Interessanterweise verschlüsselten manche jugendliche Schreiberinnen im 20. Jahrhundert ihrer Eintragungen auch dann, wenn sie in versperrbaren Büchern eingetragen waren. Die 15-jährige Gymnasiastin Hertha Bren aus Wien verbarg so etwa in Kurzschrift genauere Informationen darüber, was denn bei einer Tanzveranstaltung im Sommer 1937 nun genau „sehr schön“ gewesen war, im Herbst 1938 dann den Grund dafür, nicht in den Bund deutscher Mädchen (BDM) aufgenommen worden zu sein (SFN NL 41).

In diesem Fall sollten die Angaben vielleicht gar nicht vor ‚fremden Blicken‘ geschützt werden, sondern die Schreiberin wollte sie nicht direkt in ihrem Tagebuch festhalten? In dem Sinne sind auch nachträglich Bearbeitungen von Tagebucheinträgen zu sehen, wo Passagen ausgestrichen, Seiten ausgeschnitten oder ganze Buchteile herausgerissen sein konnten (Langreiter 2010, 159-162). Die 1888 geborene Oberösterreicherin Augusta Carolina Holzleitner hat in ihren von 1898 bis 1928 sporadisch geführten Aufzeichnungen solche späteren Veränderungen gleich auf mehre-

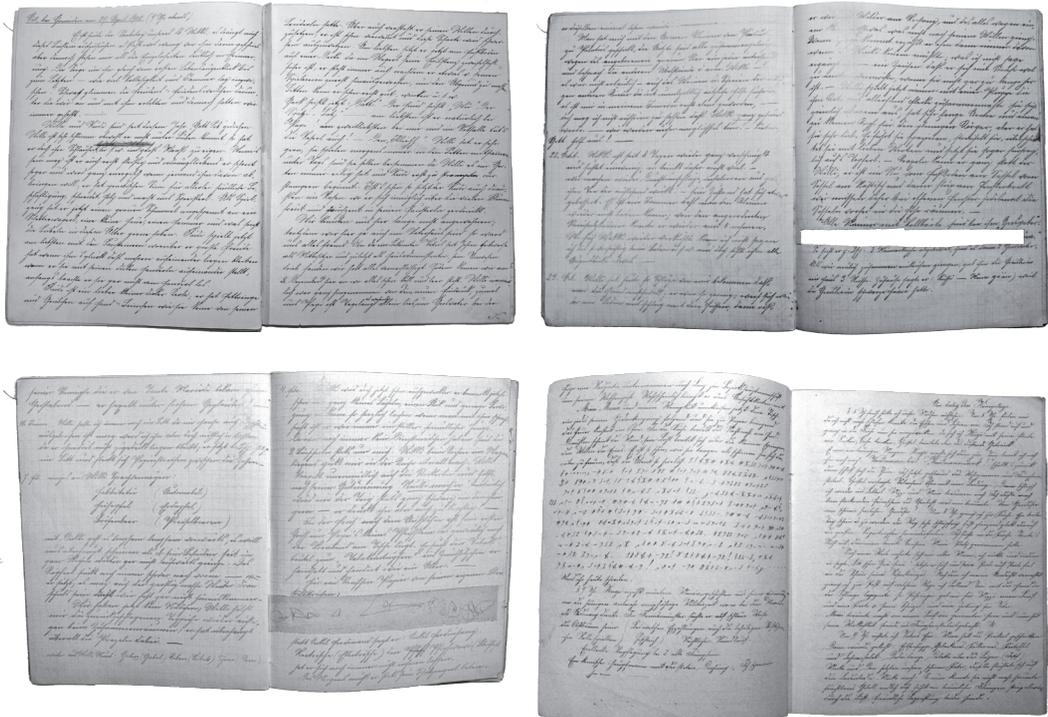


Abb. 1: Augusta C. Holzleitner (geb. 1888): ausgestrichene, ausgeschnittene und überklebte Tagebucheinträge sowie eine Passage in Geheimschrift (SFN NL 97)

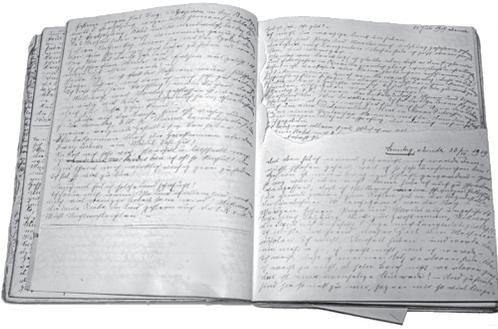


Abb. 2: Bernhardine Alma (geb. 1895):
ausgerissene Tagebuchteile (SFN NL 09 I)

re verschiedene Weisen vorgenommen wie untenstehende Aufzeichnungen zeigen (SFN NL 97). Insgesamt muss die Verwendung von Kurzschrift in Tagebüchern aber nicht automatisch dazu genützt worden sein, um die Einträge zu verschlüsseln. Vor dem Hintergrund, dass viele junge Frauen im 20. Jahrhundert Stenographie in der Schule gelernt und im Büroarbeitsbereich verwendet haben, konnte es für sie auch einfach ein Mittel gewesen sein, um auch im Tagebuch schneller zu schreiben? Oder sie wollten bei ihren Aufzeichnungen in Kalendern, deren vorgedruckte Tagesfelder die Menge, die täglich eingetragen werden konnte, ja sehr einschränkten, mit den Kürzeln schlichtweg Platz sparen?

Der Einsatz einer selbst erfundenen Geheimschrift kann schließlich auch eine Spielerei gewesen sein, was wahrscheinlich wiederum auf den Eintrag von Augusta Carolina Holzleitner von Jänner 1898 zutrifft. Erstens ist das die einzige Passage, die die junge Frau auf diese Weise in ihrem Tagebuch verfasste. Zweitens liegt ihr ein Blatt bei, mittels dem die Zeichen auch wieder dechiffriert werden konnten (SFN NL 97).

Geteilte Geheimnisse

Die tatsächliche Handhabung von Tagebüchern durch Jugendliche war also vielfältig und konnte über das Einschließen und Geheimhalten von Gedanken weit hinausgehen. So wurden Tagebücher beispielsweise unter Freundinnen oder Liebespaaren weitergegeben, um die jeweiligen Beziehungen zu etablieren oder zu festigen (dazu u.a. Steinitz 1997). Anhand dieser Beispiele wird die eingangs vorgestellte Lesart des Geheimnisses als „Form des kommunikativen Handelns“ besonders gut sichtbar. Die im Text enthaltenen ‚Geheimnisse‘ wurden dabei als eine Art ‚Währung‘ oder ‚Pfand‘ eingesetzt, die das Verhältnis zum Gegenüber aufwerten sollten, wie es die

16-jährige Lehramtskandidatin Tilly Hübner aus Wien 1901 formulierte: „Morgen will ich Anna mein Tagebuch bringen. Ist es nicht zu gewagt? – Doch nein, sie ist gut – und dann werden wir einander besser verstehen!“ Als 21-jährige las sie 1905 ihrem Liebsten aus ihren Jugendtagebüchern vor (10.1.1901 und 28.5.1905, SFN NL 1). Ähnliches unternahm auch ihre Tochter Ruthild Hanzel 1933: Die 22-jährige Studentin hat ihre von 1922 bis 1930 geführten Tagebücher in Auszügen mit der Schreibmaschine abgetippt, um damit ihrem Verlobten ihr jüngeres Selbst vorzustellen (SFN NL 2 I).

Auch die inzwischen schon mehrfach zitierte Berliner Fanny Römer tauschte ihr Tagebuch aus. In diesem Fall gab sie es an ihre Freundin weiter und dabei kam es dann auch zu einem direkten Vergleich der Inhalte, was wiederum die oben angeführte Nachahmung oder „Überformung“ (Holm 2008, 35) belegen kann:

„Ich habe heute das Tagebuch von Erika [der besten Freundin] gelesen und sie meins. [...] Erikas Tagebuch hat mir sehr, sehr gut gefallen, viel besser als meins. Ich finde, bei ihr hört sich alles viel natürlicher und wahrer an. Und dann hat sie auch immer alles viel besser beschrieben und geschildert als ich. Viel ausführlicher ist ihr Tagebuch auch. Zuerst ist es nicht so gut, aber dann, wie sie z.B. den Konflikt mit ihrer Mutter beschreibt, das ist wirklich lesenswert; schade, dass ich keinen besseren Ausdruck finde. Das sagt nämlich gar nichts. In dieser Geschichte tut sie mir ja so leid, ich weiß ja auch, wie so etwas ist. Mich hat sie auch beschrieben. Zwar hält sie mich für mehr wert als ich bin, aber ich hab doch gestaunt, wie sie mich versteht. [...] Was ich auch sehr nett finde, ist, dass sie manchmal zu ihrem Tagebuch spricht. Das hört sich so nett an. Und dabei gefällt ihr mein Tagebuch besser. Überhaupt geht es ihr darin so wie mir. Sie sagt, bei mir klingt alles viel besser und ich finde die richtigen Ausdrücke. Das stimmt aber gar nicht, Koch [die gemeinsame Lehrerin] würde Erikas Buch auch besser gefallen. Bestimmt!“
(August 1920, ABP Sig. M 88)

Von Fanny Römer und ihrer Freundin Erika ist sogar der Wunsch dokumentiert, das Tagebuch der verehrten Lehrerin zeigen zu wollen. Ob es auch dazu gekommen ist, muss offen bleiben – und ein ähnliches Vorhaben wurde bisher auch von anderen nicht dokumentiert.

In Tagebuch von Fanny Römer findet sich allerdings der Beleg für noch eine weitere Praxis im

Umgang mit Tagebüchern, wobei Freundinnen gegenseitig Einträge in die Bücher der jeweils anderen eingeschrieben haben:

„Meine innig geliebte Fanny! Du hast gestern Dein Tagebuch hier gelassen und ich benütze die Gelegenheit, einige Zeilen von mir hinein-zuschreiben. Fanny, ich schreib, was ich fühle. Hier in diesem Buche, das Dein Innerstes um-schließt – oder besser gesagt, Dein Innerstes um-schließen soll – zeigst Du mir, dass Du mich lieb hast. Und hier will ich Dir antworten.“

(September 1920, ABP Sig. M 88)

Mit dieser Notiz der Freundin Erika für Fanny Römer wurde das Genre noch einmal erweitert und zu einem Brieftagebuch ... das ist aber eine nochmals andere Geschichte.

Fazit

„Geheim“ geführte Tagebücher waren nur eine der Formen des diaristischen Schreibens, die unter Jugendlichen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verbreitet waren. Tagebuchschreiben gehörte zu den Konventionen der bürgerlichen Selbstdokumentation. Dass die Inhalte dabei für

keine fremden Augen bestimmt sein sollten, wurde durch das versperbare Schloss von „Fertigtagebüchern“ auch optisch unterstrichen. Wie in diesem Beitrag gezeigt wurde, konnten aber selbst die Inhalte solcher Aufzeichnungen (vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt) von den Schreiber/innen mit anderen Personen geteilt werden. Das war dann zumeist als Vertrauensbeweis gedacht, was speziell auf den kommunikativen Aspekt verweist, den das Tagebuchschreiben auch haben konnte (und kann). Aber selbst in jenen Fällen, wo die Einträge versteckt, versperrt oder verschlüsselt verfasst worden sind, wurden (potenzielle) Leser/innen mitgedacht – eben jene Personen, vor deren Augen die Aufzeichnungen ja bewahrt werden sollten. Dieses Publikum konnten konkrete Personen wie Familienmitglieder, Lehrerinnen oder Zimmerkolleginnen sein, aber auch imaginierte Personen. Ilse Brandt brachte diesen Zwiespalt als 12-jährige in ihrem ersten Tagebuch 1956 auf den Punkt:

„Von nun an wird dieses Buch der Brunnen aller meiner Geheimnisse sein. Und der, der es einmal lesen wird, wird zuerst mit daran teilnehmen.“

(SFN NL 106)

Bibliographie

Archive (Abkürzungen)

ABP = Archiv der Bibliothek für Psychologie der Universität Wien

DTA = Deutsches Tagebucharchiv, Emmendingen

SFN = Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien

WKBA = Walter Kempowski-Biografienarchiv in der Akademie der Künste in Berlin

WStLA = Wiener Stadt- und Landesarchiv

Forschungsliteratur

Bernfeld, S. (1931). *Trieb und Tradition im Jugendalter. Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern.*

(Beiheft zur Zeitschrift für angewandte Psychologie, 54, hg. von Stern, W. & Lipmann, O.), Leipzig.

Bunkers, S. L. & Huff, C. A. (Hg.) (1996). *Inscribing the Daily. Critical Essays on Women's Diaries.* Amherst.

Bühler, C. (1925). Die Bedeutung des Tagebuchs für die Jugendpsychologie. In: Bühler, C. (Hg.), *Zwei Knabentagebücher.* Jena, S. V-XIV.

Depkat, V. (2014). Autobiografie und Biografie im Zeichen des Cultural Turn. In: *Jahrbuch für Politik und Geschichte*, 5, S. 247-666.

Frank, A. (1947¹). *Het Achterhuis. Dagboekbrieven 14 Juni 1942 – 1 August 1944.* Amsterdam.

Gerhalter, L. (2017). *Tagebücher als Quellen. Diaristische Aufzeichnungen als Forschungs- und Sammlungsgegenstände in den Sozialwissenschaften bis in die 1930er-Jahre und in den Geschichtswissenschaften ab den 1980er-Jahren.* Wien (unveröffentlichte Dissertation).

- Gerhalter, L. (2015a). Konventionelle Geheimnisse. Tagebücher von Jugendlichen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: *Historische Sozialkunde: Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung*, 45 (3), S. 27-34.
- Gerhalter, L. (2015b). „Einmal ein ganz ordentliches Tagebuch“? Formen, Inhalte und Materialitäten diaristischer Aufzeichnungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Steuwer, J. & Graf, R. (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen, S. 64-85.
- Gerhalter, L. & Hämmerle, C. (2015) (Hg.), *Krieg – Politik – Schreiben. Tagebücher von Frauen (1918-1950)*. Köln, Weimar, Wien.
- Gerhalter, L. (2013). Materialitäten des Diaristischen. Erscheinungsformen von Tagebüchern von Mädchen und Frauen im 20. Jahrhundert. In: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 24 (2), S. 53-71.
- Gerhalter, L. (2010). Zwei Quellenfunde, k/ein Archiv. Die Tagebuchsammlung des Wiener Forschungsteams von Charlotte Bühler. In: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit*, 10 (2), S. 53-72.
- Gold, H., Holm, C., Bös, E. & Nowak, T. (2008) (Hg.), *@bsolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog*. Heidelberg.
- Hämmerle, C. (2006). Ein Ort für Geheimnisse? Jugendtagebücher im 19. und 20. Jahrhundert. In: Eigner, P. & Hämmerle, C. & Müller, G. (Hg.), *Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht*. Innsbruck, Wien, Bozen, S. 28-45.
- Hämmerle, C. & Gerhalter, L. (2015). Tagebuch – Geschlecht – Genre im 19. und 20. Jahrhundert. In: Gerhalter, L. & Hämmerle, C. (Hg.), *Krieg – Politik – Schreiben. Tagebücher von Frauen (1918-1950)*. Köln, Weimar, Wien, S. 7-31.
- Hämmerle, C. & Saurer, S. (2003). Frauenbriefe – Männerbriefe? Überlegungen zu einer Briefgeschichte jenseits von Geschlechterdichotomien. In: Hämmerle, C. & Saurer, S. (Hg.), *Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute*. Wien, Köln, Weimar, S. 7-32.
- Hof, R. (2008). Einleitung: Gender und Genre als Ordnungsmuster und Wahrnehmungsmodelle. In: Hof, R. & Rohr, S. (Hg.), *Inszenierte Erfahrung. Gender und Genre in Tagebuch, Autobiographie, Essay*. Tübingen, S. 7-24.
- Holm, C. (2008). Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: Gold, H., Holm, C., Bös, E. & Nowak, T. (Hg.), *@bsolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog*. Heidelberg, S. 10-50.
- Klemperer, V. (1991). *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. 1933-1945*. 2. Bände. Berlin.
- Langreiter, N. (2010). Nachbemerkungen – Wetti Teuschls Tagebuch als kulturwissenschaftliches und historisches Material. In: Langreiter, N. (Hg.), *Tagebuch von Wetti Teuschl (1870-1885)*. Köln, Weimar, Wien, S. 151-194.
- Lejeune P. (1996). The „Journal de Jeune Fille“ in Nineteenth-Century France. In: Bunkers, S. L. & Huff, C. A. (Hg.) (1996), *Inscribing the Daily. Critical Essays on Women's Diaries*. Amherst, S. 107-122.
- Linke, A. (1996). *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart, Weimar.
- Möckel, B. (2014). *Erfahrungsbruch und Generationsbehauptung. Die ‚Kriegsjugendgeneration‘ in den beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften*. Göttingen.
- Nowak, T. (2008). Das meistgelesene Tagebuch der Welt. Anne Franks Zeitzeugnisse. In: Gold, H., Holm, C., Bös, E. & Nowak, T. (Hg.), *@bsolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog*. Heidelberg, S. 142-145.
- Rabensteiner, A. (2014). „Wunderhübsch ist's – reizend – wo soll ich beginnen?“ Sommerfrische – Wiener Kindheitserinnerungen um 1900. In: Schmidt-Lauber, B. (Hg.), *Sommer_frische. Bilder. Orte. Praktiken*. Wien, S. 87-113.
- Schirrmeister, C. (2004). *Geheimnisse. Über die Ambivalenz von Wissen und Nicht-Wissen*. Wiesbaden.
- Seifert, N. (2008). *Von Tagebüchern und Trugbildern. Die autobiographischen Aufzeichnungen von Katharine Mansfield, Virginia Woolf und Sylvia Plath*. Berlin.
- Siegmund, V. (2017). „Heraus mit Bleistiften und Tuschkästen...“: Tagebuchschreiben in der Erweiterten Kinderlandverschickung im Spannungsfeld von politischer Instrumentalisierung und individueller Praxis (1940-1945). Masterarbeit. Wien.

- Soff, M. (1989). *Jugend im Tagebuch. Analysen zur Ich-Entwicklung in Jugendtagebüchern verschiedener Generationen*. Weinheim, München.
- Steinitz, R. A. (1997). *Shared Secrets and Torn Pages: Diaries and Journals in Nineteenth-century British Society and Literature*. Berkeley.
- Steuwer, J. (2017). „Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse“. *Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933-1939*. Göttingen.
- Steuwer, J. (2015). „Weltanschauung mit meinem Ich verbinden“. *Tagebücher und das nationalsozialistische Erziehungsprojekt*. In: Steuwer, J. & Graf, R. (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen, S. 100-123.
- Steuwer, J. & Graf, R. (2015) (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen.

Li GERHALTER

Dr., promovierte Historikerin; Studium der Geschichte, Soziologie und Genderstudies in Wien und Berlin. Seit 2000 Betreuerin und seit 2019 stellv. Leiterin der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien, seit 2006 Redakteurin des Ankündigungsweblogs *Salon 21*, seit 2012 Lehrbeauftragte für Geschichte und Europäische Ethnologie an der Universität Wien. Daneben seit 1997 Forschungstätigkeiten als freie Historikerin. Publikationen und Mitarbeit an Ausstellungen zu den folgenden Themen: Selbstzeugnis- und Auto/Biografieforschung, Forschungsgeschichte, Freundinnenforschung, Erinnerungspraktiken, materielle Kulturen, Geschlechtergeschichte im 20. Jahrhundert, Sammel- und Archivierungspolitiken. Weitere Informationen unter: https://www.univie.ac.at/Geschichte/sfn/index.php?option=com_content&view=article&id=65&Itemid=45

Wir Weltreisenden

Reisetagebücher in Weblogs und Instagram zwischen multimodalem Storytelling und visueller Pose

Michael Klemm

Institut für Kulturwissenschaft, Universität Koblenz-Landau

Abstract

Der Beitrag betrachtet, ausgehend von einer knappen historischen Skizze der Reiseerzählungen, die Veränderungen und die Spezifika von Reisetagebüchern im Zeitalter Sozialer Medien. Am Beispiel von Blog-Texten und Instagram-Einträgen von Weltreisenden wird deutlich, wie unterschiedlich selbst diese modernen Formen sind, was etwa die Rolle von Sprache und audiovisuellen Ausdrucksformen oder das Changieren zwischen individueller Stilisierung und kollektiver Standardisierung betrifft. Auch Reisedokumentationen sind dem derzeitigen umfassenden Medienkulturwandel unterworfen.

Reiseerzählungen als etablierte kommunikative Praxis – der Reisenden selbst

Reisen in der Antike und im Mittelalter waren vor allem Entdeckungsfahrten in gesellschaftlichem Auftrag, sie dienten der Erweiterung des damaligen Weltbilds, der Eroberung oder der Erkundung neuer Handelswege. Ab der Renaissance und insbesondere der Aufklärung stand die Erforschung fremder Regionen und Kulturen im Vordergrund. Aber auch individuelle (Aus-)Bildungsreisen wie die „Grand Tour“ junger Adelige oder die Walz der Handwerksgelesen boten Anlass, die Heimat zu verlassen. In heutiger Zeit sind Reisen – neben beruflichen Zwecken – vor allem mit Erholung und Selbstverwirklichung verbunden. So neu ist diese individualistische Motivation freilich nicht: Schon mit dem Aufkommen der Pilger- und Bildungsreisen in der Spätantike wurden Selbsterfahrung, Selbstfindung und Selbstbestätigung zu legitimen Motiven (Knoll 2006; Bausinger, Beyrer & Korff 1999).

Reisende brachen demnach immer schon auf, um in der Ferne zu finden, was die Heimat offenbar nicht bieten konnte – vom individuellen Lernen über Sündenvergebung bis körperlicher Heilung. Der Ortswechsel, oft mit Prüfungen und Gefahren verbunden, wurde zur Konstituente eines Reifeprozesses, einer Bewährung in der Fremde, denn „Reisen bildet“. Reisende galten

und gelten bis heute im wörtlichen Sinne als „erfahren“ oder „bewandert“. Solche Fahrten waren lange nur wenigen Privilegierten vorbehalten, etwa Adeligen, Kaufleuten, ForscherInnen und LiteratInnen – die „Daheimgebliebenen“ waren umso faszinierter von den Reiseerzählungen, später von den Zeichnungen, Fotografien oder Filmen aus einer unbekanntem Welt. Und so ist nicht verwunderlich, dass Reiseerzählungen seit jeher und in allen Kulturen zu den beliebtesten Gattungen gehören (Brenner 1989).

Die kulturelle Praxis Reisen mit ihrer Abfolge von Auf- und Ausbruch aus dem Alltag, Passage, Ankunft, mehr oder weniger langem Aufenthalt und Rückkehr mit Nachverarbeitung hat demnach nicht nur ein Veränderungspotenzial für die Reisenden selbst – sie fordert auch stets zur Memorierung auf. Reisen war von Anfang an mit fortlaufendem Beobachten, Sammeln, Recherchieren und Dokumentieren verbunden, um neue Erfahrungen zu sichern und das erworbene Wissen zugleich im eigenen Sinne kommunikativ zu gestalten. Im Laufe der Zeit wurden diverse Formen von Reisedokumentationen entwickelt: das persönliche Tagebuch, die sachliche Chronologie, die ausgestaltete (Abenteuer-)Erzählung, das minutiöse Forschungsprotokoll, die auf Kürze angelegte Ansichtskarte, die packende journalistische Reportage – und in den letzten Jahren die audiovisuelle Echtzeit-Dokumentation im Weblog und in Sozialen Medien. Mal hatten diese Dokumentationen

eine handels- oder kriegspolitische Bedeutung oder einen wissenschaftlichen Anspruch, mal einen journalistischen oder literarischen Reiz; mal stand die Wissensvermittlung im Zentrum, mal die persönliche Beziehungspflege oder die (Selbst-)Reflexion, mal zielte die Erzählung primär auf Unterhaltsamkeit und durfte „subjektiv ausgestaltet werden und bisweilen Faktisches und Fiktives, Authentisches und Kolportiertes verbinden“ (Hentschel 1999, 12) – aber stets mit Anspruch auf eine gewisse Authentizität.

Als Höhepunkt der Reiseliteratur gelten das 18. und der Beginn des 19. Jahrhunderts. Reisebeschreibungen waren damals die meist gelesene, meist übersetzte und am weitesten verbreitete Literaturform (Hentschel 1999; Keller & Siebers 2017), ein wesentlicher Bestandteil der Aufklärung. Der/Die wagemutige EntdeckerIn wurde durch den/die ForscherIn oder ArchivarIn abgelöst, dessen Aufzeichnungen auf Präzision Wert legten. Als wegweisend erwiesen sich die drei Expeditionen James Cooks zwischen 1768 und 1779, auf die er NaturwissenschaftlerInnen und KünstlerInnen mitnahm – unter anderem Johann Georg Forster, der als Begründer der modernen, ethnografisch orientierten Reiseliteratur gilt (Goldstein 2015) und dessen „Reise um die Welt“ (1778) ein ebenso begeistertes Publikum fand wie kurz darauf der von ihm inspirierte Alexander von Humboldt mit den Berichten von seinen Forschungsreisen.

Während Forster und Humboldt eher protokollarisch, aber zugleich anschaulich in Sprache und Zeichnung die Entdeckung ferner Regionen und Kulturen oder naturwissenschaftliche Erkenntnisse in den Mittelpunkt stellten, markiert Goethes „Italienische Reise“ (ab 1786 durchgeführt und notiert, aber erst 1813 in Druck gebracht) bereits eine autobiografische Wendung hin zum Reisenden selbst. Schon der Titel „Auch ich in Arkadien!“ klingt fast wie der eines heutigen Reiseblogs. Zwar präsentiert auch Goethe wissenschaftliche Beobachtungen, aber immer wieder geht er auf die eigene Befindlichkeit und die Entfaltung des Ichs ein:

„Was ich von Gemälden gesehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen.“

(Verona, den 17. September)

Eine bemerkenswert ähnliche Haltung nehmen viele heutige ReisebloggerInnen oder InstagrammerInnen ein, wie wir noch sehen werden.

Mit Aufkommen des Massentourismus Mitte des 19. Jahrhunderts verlor das Reisen seine Exklusivität und das „Fremde“ immer mehr an Faszination (Hachtmann 2007). Dementsprechend wurden die subjektiven Reiseberichte zunehmend durch sachorientierte Reiseführer (seit Baedeker 1835) verdrängt. Reisen war zudem Ausgangspunkt einer journalistischen Praxis: Die Reisereportagen Johann Gottfried Seumes zu Beginn des 19. Jahrhunderts gelten als Urform der Reportage als journalistischer Darstellungsform, mit dem Ziel fremde Welten näherzubringen, geografische Grenzen zu überwinden, die Welt für andere zu erfahren und erfahrbar zu machen. Daraus entwickelte sich ein ausgebauter Reisejournalismus (Kleinsteuber & Thimm 2008), konstitutiv in Magazinen wie *GEO*, aber als Rubrik „Reisen“ Bestandteil jeder Zeitung.

Reisen war auch schon recht kurz nach der Erfindung der Fotografie bzw. des (Stumm-)Films mit einer visuellen dokumentarischen Praxis verbunden (Pohl 1984). Zu den ersten Anwendungen der Fotografie gehörten (ethnografische) Aufnahmen von fremden Orten und Völkern auf Forschungsreisen. Mit der Verbreitung des Fotoapparats in der Bevölkerung Ende des 19. Jahrhunderts entstand der Typus des „Knipers“ (Starl 1995), der das Alltagsleben und noch mehr die Reisen rege festhielt – seit dem Durchbruch der Digitalfotografie setzen nicht einmal die Material- und Entwicklungskosten dem noch eine Grenze. Traditionell ging es um privates Fotografieren und das Erstellen von Alben (heute von Fotobüchern), später um das Filmen der Urlaubseindrücke. Nach der Rückkehr (und der Entwicklung der Filme) wurden die Dokumente meist privat vorgeführt, im Fotoalbum und auf Dia- oder Video-Abenden, als Rituale kollektiven Erinnerns im familiären Kreis.

Reisen im „Globalen Dorf“ und im Social-Media-Zeitalter

Wenn man frühere und heutige Reiseberichte miteinander vergleicht, so lassen sich Gemeinsamkeiten, aber auch deutliche Differenzen konstatieren. Traditionell ging es um das handschriftliche Schreiben von Reisenotizen, Tagebüchern oder Postkarten, später das visuelle Dokumentieren via Zeichnung, Foto oder

Film. Das Fixieren der Urlaubserinnerungen war zunächst für die Reisenden selbst bestimmt oder für einzelne AdressatInnen im persönlichen Umfeld, es diente – wie bei der lange Zeit obligatorischen Postkarte aus dem Urlaub (Diekmannshenke 2002) – vor allem der Beziehungspflege und der Selbstdarstellung. Dem gegenüber steht heute die beinahe lückenlos mögliche Dokumentation des Reisens in digitaler Schriftlichkeit (Klemm 2018a), von Kurzmitteilungen bis zu ausführlichen Weblogeinträgen, und audiovisueller Form. Die Sprachtexte, Fotos und Videos können quasi in Echtzeit in Weblogs und sozialen Netzwerken wie *Facebook* und *Instagram*, auf Sharing-Portalen wie *flickr* und in Video-Communities wie *YouTube* veröffentlicht und dadurch potenziell allen InternetnutzerInnen sofort verfügbar gemacht werden – verbunden mit einer Einladung zum Miterleben, Kommentieren und Einflussnehmen. Damit gewinnt die Reisekommunikation eine ganz andere Dynamik – möglicherweise auch Hektik – als früher. Postkarten, Fotoalben und Diaabende haben weitgehend ausgedient. Heute, im globalen Dorf mit einer Fülle an massenmedialen Dokumentationen über die entlegensten Winkel und umfassenden Recherchemöglichkeiten im Internet, bricht man längst nicht mehr zu einer Reise ins Ungewisse auf. Aus dem Abenteuer Reisen ist das entzauberte Produkt einer global abgestimmten Logistikindustrie geworden. Man ist in aller Regel bestens vorbereitet und kann allenfalls noch nachempfinden, was andere bereits erfahren haben. „Unbeaten tracks“ (Schaffers, Neuhaus & Diekmannshenke 2017) sind praktisch nicht mehr vorhanden, „Sehnsuchtsorte“ werden auf Basis der Erzählungen, Fotos und Filme anderer (Biernat 2004, Ortheil 2011) konstituiert und nachbereitet (was durch Plattformen wie *Instagram* noch verstärkt wird, wie wir noch sehen werden). Und so wird zum

„Dilemma der Fremderfahrung unserer heutigen Zeit die Sehnsucht nach einer unmöglich erscheinenden authentischen Reiseerfahrung.“

(Muthesius 2012, 8)

Umso wichtiger scheint die Gestaltung der Reisedokumentationen zu werden:

„In einer Welt, in der alles entdeckt, beschrieben, fotografiert und gefilmt wurde, kann sich ein Reisebericht nur noch durch eine

eigene, im besten Falle originelle Reflexion der Schilderung auszeichnen.“

(52)

Signifikant für heutiges Reisen ist zudem, dass der gesamte Zyklus (Egger 2007, Rengelshausen & Schmeißer 2007), von der Inspiration über die Informationsrecherche und Buchung bis zur Durchführung und Dokumentation vor Ort sowie deren Nachbereitung und Evaluation, von Kommunikation und Interaktion im Internet bzw. *Social Web* begleitet werden kann – und zwar weitgehend durch Praktiken der Reisenden selbst und eher selten noch den professionellen SpezialistInnen in Reisebüros oder Redaktionen überlassen. Auch in puncto Reisen als kultureller Praxis hat – als Ausdruck einer ‚digitalen Kompetenz‘ (Klemm 2018a) – längst eine „Selbstermächtigung“ der NutzerInnen stattgefunden.

Multimodales Storytelling: Reisetagebücher als Weltreiseblogs

Reisetagebücher gehören zu den beliebtesten und am meisten genutzten Weblogtypen (Klemm 2016), sind aber nach wie vor kaum erforscht (u. a. Muthesius 2012, Cardell & Douglas 2016, Topping 2016, Klemm 2016). Dabei weisen Reiseblogs eine große Vielfalt an Formen und Funktionen auf: So gibt es etwa Einzelreiseblogs (einzelne Reise oder Auslandssemester im Fokus), individuelle Blogportale (alle Reisen einer Person/Gruppe), (semiprofessionelle) Gruppenportale (gesammelte Reisetagebücher ausgewählter AutorInnen, z. B. bei *Reisedepeschen*), Blogs für spezielle Reiseformen (z.B. *Planet Backpack* oder *Ruhiger-treten.de* für Langzeit-Radtouren), Weltreiseblogs (Dokumentationen von Langzeitreisen), Reiseblogs/-portale für bestimmte Zielgruppen (z.B. speziell von/für Frauen wie *Pink Compass* oder *Travelettes – Backpacking in High Heels*), zudem Reisevlogs (Videodokumentation von Reisen) als mediale Unterform. Zusammen bilden sie eine dynamische und äußerst differenzierte ‚Reiseblogosphäre‘.

Im Folgenden soll es primär um Weltreiseblogs gehen. Charakteristisch ist das zumindest temporäre Aussteigen aus einem regulären Job, um eine lange Reise zu unternehmen, eine individuelle und liebevolle Gestaltung des Designs, die professionelle multimediale Aufbereitung der regelmäßigen Reisedokumentation, das unmittelbare Beteiligen der LeserInnen an den Stationen der Reise, vor allem aber persönlich

gefärbte Reflexionen über Land und Leute in Wort, Bild und Ton, die über schlichte Reiseberichte hinausgehen (ausführlich Klemm 2016). Einerseits ist das Weltreisen eine individuelle und private Praxis, andererseits ermöglichen moderne Netzwerkmedien heute das ubiquitäre mediale Dabeisein und Vergemeinschaften – der Reisende wird zum „vernetzten Individualisten“ (Castells 2005).

In diesen Reiseblogs finden wir eine netzspezifische audiovisuelle Erzählform (Klemm 2017, 2018a), die ausdrucksstarke Sprache mit eindrucksvollen Fotos und atmosphärisch dichten Videos zu kombinieren versucht. Fotos oder Videos ergänzen, konkretisieren, ersetzen teilweise die sprachliche Narration. Manche sind eingebunden in den Text, andere stehen losgelöst in Foto- und Videogalerien und laden den oder die BetrachterIn zur eigenständigen Interpretation ein. Reiseblogs sind dialogisch konzipiert, laden somit mehr oder weniger offensiv zum Kommentieren und Diskutieren ein. Hinzu treten interaktive Elemente wie Links (*Blogrolls*) und die Vernetzung mit diversen sozialen Medien sowie mitunter die Kooperation mit Massenmedien (z. B. Gastbeiträge oder Interviews in Online-Magazinen oder eine Zweitverwertung des Blogs in Buchform), so dass ein Blog oft als Schnittstelle zu anderen Kommunikaten fungiert.

Solche Blogs fungieren einerseits als digitale Nabelschnur zur Heimat und als Selbstberatungsplattform einer Webcommunity von Reisenden, die dem persönlichen Informieren und Empfehlen oft mehr vertrauen als professionellen Reiseratgebern. Sie sind häufig aber auch eine attraktive Bühne zur Selbstdarstellung oder gar als Sprungbrett in einen künftigen Beruf gedacht (Klemm 2016). Hier kann man eine erzählerische Expertise und seinen publizistischen Marktwert austesten oder mittlerweile sogar seinen Lebensunterhalt verdienen – was bei InfluencerInnen auf *Instagram* (s. u.) noch häufiger möglich ist. Die Blogs sind konstitutiver Bestandteil dieser Weltreisen; zugespitzt: ohne mediale Dokumentation würde die Reise wohl nicht stattfinden. Weltreisende stehen dabei geradezu unter normativem Druck, einen Wandlungsprozess in sorgfältig gewählten Worten sowie ausdrucksstarken Bildern glaubhaft zu dokumentieren: Kaum etwas wäre imageschädigender, als bei solch einer langen Reise unverändert zu bleiben. Dabei sind die Reisenden selbst sehr unterschiedlich:

„So trifft man in der Weltreiseblogosphäre zum Beispiel junge Menschen im Zwischenstadium, sozusagen auf Wanderschaft nach dem Studium bzw. vor dem Berufseinstieg; den Entscheider im Sabbatical auf der Flucht vor dem stressigen, sinnentleerten Alltag; den überzeugten Jahresurlaubs-Backpacker, der seine Weltreise stückelt; den generellen Aussteiger; den Extremsportler, der etwa mit dem Fahrrad auf Weltumrundung geht; aber auch das ältere Ehepaar, das sich in der Rente einen lange zusammengesparten Lebenstraum erfüllt, oder die Familie von nebenan auf dem abenteuerlichen Roadtrip.“

(Klemm 2016, 45)

Jeder dieser Typen von Reisenden muss seine eigene passende Inszenierung in Wort und Bild entwickeln. Exemplarisch dafür die Selbstdarstellung im Gruppenblog „Travelettes“ (www.travelettes.net), das sogar eine eigene Gattungsbezeichnung propagiert und diese augenzwinkernd „definiert“:

„The Travelette gets a manicure on Monday and Tuesday will go off to hike in the Himalaya. She does not conform to conventions and thinks Paris Fashion Week is just as exciting as stomping through the Amazon rain forest in rubber boots. She worries about matching colors but laughs off mosquito bites.“

Solche ausführlichen und wortgewandten Selbstthematierungen sind typisch für ReisebloggerInnen. Das gilt auch für die Offenlegung der Motivation zur Reise, wie hier im Blog „Quadratur der Reise“ (www.quadraturderreise.de) von Siola Panke (Pseudonym: „La Cinta“) (ausführlich Klemm 2016):

„Ich will ein Heer von Gänsen auf der Haut spüren, wenn ich am Kap der guten Hoffnung stehe, will Schweißperlen in Rio, die Boca Juniors in der ‚Pralinenschachtel‘ (La Bombonera) sehen, die Melancholie der Argentinier kennenlernen, die Hostel-Zentralduschen in Cuzco verfluchen, in Boliviens Salzwüste springen, erschöpft in Macchu Picchu ankommen, Durchfall in Peru haben, gleichzeitig auf beiden Seiten des Äquators in Quito stehen, Tortilla in Mexiko essen, an der Golden Gate Bridge Heimweh haben, in Los Angeles spontan Filmstar werden wollen, mich auf den Fiji-Inseln luxuriös langweilen, Rugbyspielern in Neuseeland zuschauen, die Oper in Sydney mit den Bildern aus dem Fernsehen

abgleichen, die Oberschenkel von Kängurus bewundern, in Hong Kong die Einsamkeit vergeblich suchen, mich in Thailand an Mückenstiche gewöhnen, Reisplantagen in Laos und Fischerdörfer in Vietnam sehen, in Indien lernen, was Reichtum ist und mit diesem Reichtum in die Heimat zurückkehren.“

La Cintas Reiseberichte lesen sich zunächst wie das Abarbeiten dieser langen To-do-Liste, mit der sie überprüft, was von den Wundern, die sie sich vorab ausgemalt hat, auch wirklich eintritt, welche Träume „in Zement gegossen“ wurden. Die Euphorie und teilweise Naivität der Vorfreude und der ersten Erfahrungen weicht allerdings Schritt für Schritt der Nachdenklichkeit. Manche Hoffnung wird revidiert, eine gewisse Überforderung ist unverkennbar:

„Irgendwie ist das Glas im Kompass so zersprungen, dass man orientierungslos von Ort zu Ort geheckelt ist. Und nirgendwo wollte man bleiben, weil man nirgendwo das gefunden hat, was man gesucht hat. Wenn man das überhaupt wusste.“

Nach einer langen Phase des Zweifelns, die alle LeserInnen quasi live mitverfolgen können, wird das Reisen aber schließlich doch zum Fenster für eine neue Sicht auf die Welt erklärt:

„Es lässt mich Dinge anders sehen, Wunder erkennen und Menschen lieben. Es zeigt mir, dass ich nur wenig von all dem wirklich brauche, was ich vorher für bedeutend gehalten habe. Und es bringt mich dem einzigen Ziel näher, das ich habe: Später einmal, kurz bevor der Vorhang fällt, nichts zu bereuen.“

In „Quadratur der Reise“ geht es somit letztlich weniger um die anfangs beschriebenen Schauplätze als um den inneren Reifungsprozess der Autorin, ganz in der Tradition eines klassischen Tagebuchs und ein wenig wie schon bei Goethe auf seiner Reise durch „Arkadien“. Nur, dass diese selbstreflexive, wenn nicht selbsttherapeutische Funktion während der Reise in aller Öffentlichkeit stattfindet und zur Diskussion einlädt, zudem nicht nur verbal ausgedrückt wird, sondern auch in zahllosen Fotos und Videos. Solche ausführlichen, reflexiven und selbstkritischen Passagen sind typisch für Weltreiseblogs (im Gegensatz zur typischen Instagram-Reisedokumentation, wie wir noch sehen werden).

Viele Reiseblogs vereint die Liebe zu ausdrucksstarker Sprache und ästhetischer Fotografie bzw. Videografie, aber auch zu Humor oder Ironie. WeltreisebloggerInnen teilen oft einen gewissen Habitus oder sozialen Stil (im Sinne Bourdieus 1982). Zu den typischen Distinktionen gehört das zumindest implizite Distanzieren vom „Vulgärtourismus“ (Binder 2005, 29). Weltreisende sind keine TouristInnen, die Weltreise kein Urlaub; ganz in dem Sinne, wie es der Soziologe Richard Sharpley pointiert formuliert hat:

„Reisen sind verbunden mit Abenteuer, authentischer Erfahrung, Geschmack, Individualität und Selbsterfabrung, wogegen Tourismus vorgefertigt, vorbezahlt, bequem und vorhersagbar ist. Reisende treffen ihre eigene Wahl; Touristen lassen sich ihre Entscheidungen von anderen treffen.“
(Sharpley 1994, übersetzt in Mundt 1998)

Oder bezogen auf Weltreiseblogs:

„Blogger wissen, wie Reisen geht, sie präsentieren sich entspannt, kultursensibel, lernwillig, reflektiert, auch selbstkritisch, immer im impliziten Gegensatz zum klassischen Pauschaltouristen des Massentourismus.“
(Klemm 2016, 55)

Dazu gehört manchmal auch eine (selbst)ironische Beschäftigung mit solchen sozialen Stilisierungen – hier von Yvonne Zagermann in ihrem Blog „Just travelous“ (www.justtravelous.com) über die Typen ‚Backpacker‘ und ‚Tourist‘ sowie ihr Selbstverständnis als Reisende:

„Ein seltsamer Schlag Mensch. Man erkennt sie an der McGyverschen Multifunktionsausrüstung, den seltsamen Reisezielen, die man mindestens nicht aussprechen kann oder für die wenigstens eine Impfpflicht vom RKI besteht, deren Namen man dann nicht aussprechen kann. Sie kaufen sich ihr Mittagessen nur an einheimischen Straßenständen und verbuchen das anschließende Magen-Darm-Remmi-Demmi als das unverzichtbare Eintauchen in fremde Kulturen. Sie übernachten in Hostelschlafsälen und auf dem unermesslich großen Ohropaxmarkt kann ihnen niemand etwas vormachen. Unterm Strich: Sie bezeichnen sich als wirklich alles, nur nicht als Touristen“. [...] „Einiges davon mag stimmen, vieles ist Quatsch. Ich mag Backpacker; werde nächstes Jahr selbst einer sein; und das mit

Stolz und Multifunktionsklamotte. Dieses Jahr bin ich aber für eine Woche Pauschaltourist. – Und das ist alles andere als inkonsequent. Man ist etwas müde, vom Arbeiten, vom Geldsparen, vom Studieren, vom Planen. Die Lampe im Aufladegerät blinkt seit einiger Zeit schon rot. Es ist Zeit für Bingo, Buffet, All inclusive, Pools und Strand im Bewegungsradius von 200m, Zeit für Pauschalurlaub und den kühnen Plan, sieben Tage lang nicht mehr zu tun, als sich broileresk in der Hitze zu wenden. Selbst Animations- und Bingoabenden stehe ich aufgeschlossen gegenüber. Ich erwarte das genaue Gegenteil von einer Weltreise: einen durchchoreografierten Urlaub, Monotonie des Strandlebens, keine Überraschungen. Damit das Akkulicht wieder grün blinkt. Und danach ist die Vehemenz wieder am Start, um noch ein schönes halbes Jahr ranzuklotzen, Geld zu sparen, final zu planen, für das große Abenteuer, das ohne Bingoabend und 4 ½ Sterne auskommen wird.“ [...] „Das Leben sollte keine Reise sein, mit dem Ziel attraktiv und mit einem gut erhalten Körper am Grab anzukommen. Wir sollten lieber seitlich reinrutschen mit einem komplett verbrauchten Körper, Gin Tonic in der einen Hand, Schokolade in der anderen, und schreien: „Who-hooo, was 'ne Fahrt“! [...] Das ist die Art und Weise wie ich leben möchte. Das ist die Art und Weise wie ich reisen möchte. Das wäre wirklich just travelous für mich. Also folgt mir auf meinem Weg zur Travelosity. Be travelous!“

Solche ausgedehnten, wortgewandt und unterhaltsam verfassten Metatexte sind typisch für (prämierte) Reiseblogs. Gewiss ist bei solchen zur Schau gestellten Selbstbeschreibungen und Wandlungsprozessen viel Inszenierung dabei. Reiseblogs sind eine exponierte und zeitgemäße Bühne des Identitätsmanagements (Goffman 1959), ähnlich kontrolliert und strategisch wie die multimodale Selbstpräsentation von Prominenten oder auch von PolitikerInnen auf deren persönlichen Websites oder Social-Media-Profilen (Klemm 2019), nur mit ganz anderen Zielen und Zielgruppen. Eine Konsequenz dieser hochgradig reflektierten und konstruierten Performanz kann sein, dass für BloggerInnen nicht mehr das Erleben selbst im Vordergrund stehen mag, sondern die Inszenierung fürs Blog von Anfang an mitgedacht und einkalkuliert wird (D'Eramo 2018). So zumindest der 2011 mit dem Grimme-Online-Preis prämierte Reiseblogger Johannes Klaus in einem Spiegel-online-Interview 2013:

„Eine negative Auswirkung ist, dass ich manchmal schon beim Erleben darüber nachdenke, wie ich das in Worte fassen kann. Damit distanzieren mich im Kopf vom unmittelbaren Geschehen.“

Noch deutlicher tritt dieser Effekt bei der Fotogestaltung auf *Instagram* zu Tage.

Instagrammability: Reisedokumentation als Standardisierung und visuelle Pose?

Im gerade bei jungen Menschen beliebten sozialen Netzwerk *Instagram* mit derzeit etwa einer Milliarde NutzerInnen ist die audiovisuelle (Selbst-)Inszenierung eines (meist schönen und idealisierten) Lebens geradezu Programm. Die Nutzung von *Instagram* mittels Smartphone und App geht recht schnell und einfach, zudem werden vom Anbieter diverse Filter oder Bildbearbeitungstools zur kreativen Überarbeitung oder Verfremdung der Fotos zur Verfügung gestellt. Das Versprechen von *Instagram* ist, dass hier jede/r jederzeit von überall kreativ werden und spielend leicht mittels Fotos oder Videos und wenig Sprachtext in Echtzeit aus dem Leben berichten kann, ob im Alltag oder insbesondere auf Reisen. Dementsprechend treten sprachliche Elemente weit stärker hinter die professionelle Ästhetik und rhetorische Überzeugungskraft der Fotos und Videos (Kuhlhäuser 2018) zurück als im Reiseblog. Die Reisedokumentation wird primär auf visuelle Wahrnehmung hin perspektiviert, es werden ‚fotogene‘ Situationen und Settings gesucht oder erst geschaffen, deren Wirkung man zudem durch ‚virale Erprobung‘ im Netzwerk kontrollieren und optimieren kann: Was positive Aufmerksamkeit generiert, wird gerne massenhaft imitiert (s. u.).

Zur typischen (audio)visuellen Rhetorik (Klemm 2017, 2019) auf *Instagram* gehört das Prinzip der „Auslassung und Idealisierung“, sprich die Konzentration auf „happy moments“ (Reißmann 2015) im eigenen Leben, die sorgsam im Rahmen der Imagepflege und Identitätskonstruktion inszeniert werden (Autenrieth 2015) – als pseudo-spontane Inszenierungen des Ichs, des Wirs, des Hiers, des Jetzt, des Banalen wie des Besonderen. Aufgrund ihrer Analysen von Reiseberichten auf *Instagram* kommt Sandra Kuhlhäuser (2018, 104) zu folgender Diagnose:

„Ob als humorvoller Backpacker in Thailand [...], smarter Jetsetter durch Europa [...],

bodenständige Familien-Urlauberin [...], internationale Fashionbloggerin [...], echte Profi-Reisende [...], authentischer Kulturinteressierter [...], abenteuerlustige Explorer und Erlebnissuchende [...] – alle Darstellungen sind *offenkundige (Selbst-)Inszenierungen: gestellte Posen, gewählte Bildausschnitte, ästhetische Nachbearbeitung und reflektiertes Betexten sind Produktionsschritte, wie sie auch in der rhetorischen Praxis für überzeugende Darstellungen angewendet werden“.*

Die sprachliche Betextung der Bilder fällt oft knapp aus, allerdings spielen die stilistisch wie strategisch wichtigen, bis zu 30 Verschlagwortungen pro Beitrag (sog. ‚Hashtags‘ wie #instatravel) am Ende des Beitrags eine wichtige Rolle für die Selbstinszenierung. So

„[...] kann der Hashtag das Bildmaterial organisieren, ergänzen, konkretisieren, kontextualisieren, hervorheben/fokussieren/betonen oder gar ironisieren/konterkarieren und um nicht visuell-sichtbare Informationen erweitern. Damit stellen Hashtags ein hochgradig komplexes, da semiotisch relativ simples, aber semantisch sehr effektives Rhetorik-Instrument auf Instagram dar, um gezielt intendierte Inhalte und Bedeutungszusammenhänge an das Publikum heranzutragen und sich selbst als über aktuelle Diskurse informiert, themensetzend, kreativ, witzig etc. darzustellen.“ (Kuhlhüser 2018, 95)

Mittels Hashtags kann man durch möglichst vielfältige Kontextualisierungen Zugriffe generieren, die Blickführung steuern und auf – für soziale Medien typische, minimalistische Weise (Klemm 2017) – durch originelle Kreationen oder Selbstironie komische Effekte hervorrufen. Oft stecken darin auch wesentliche Informationen oder Framings (z. B. #weltreise oder #kurztrip oder #GirlsWhoTravel), viele Bilder wären ohne Hashtags nicht lokalisierbar oder verständlich. Gerade durch geläufige Hashtags hat sich zudem ein gewisser *Instagram*-Jargon in der Community entwickelt. Dadurch werden teils komplexe Narrative etabliert und im Sinne Bourdieus (1982) soziale Stile und Milieus einer „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 1992) kreiert (etwa mit #loveyourjob oder #happyme), die neben den bereits erwähnten Bildformeln wesentlich die Interaktion und Sozialität auf der Plattform ausmachen. Typisch ist zudem eine meist positiv-emphatische Kommentierung durch die BetrachterInnen, etwa mit Herzsymbol, Emojis, kurzen Lobesbekundungen oder kreativen Hashtags – man hat sich in aller Regel lieb auf *Instagram*, pflegt eine eher „phatische Kommunion“ im Sinne Malinowskis (1923, 315). Wie ein *Instagram*-Eintrag typischerweise gestaltet ist, zeigt exemplarisch Abbildung 1.



Abb. 1: Typischer Instagram-Beitrag: Key Visual, kurzer Begleittext, Hashtags, Kommentare

Im Beispiel oben verkündet ein deutsches Ehepaar, das sich auf *Instagram* „travel_nuts“ nennt (www.instagram.com/travel_nuts) und wie dort üblich auf Englisch kommuniziert, den Beginn seiner Weltreise. Sie posten ein Foto mit den Flugunterlagen und ihren Reisepässen, in denen deutlich sichtbar „Kein Wohnsitz in Deutschland“ eingetragen wurde – der ultimative Bruch mit dem bisherigen Leben, ausgedrückt im Bildmodus und nur knapp mit „Everything done. Let’s get the world trip started. First spot: Hong Kong“ sowie einigen Symbolen und Emojis kommentiert, ergänzt um typische Hashtags wie *#wanderlust*, *#backpacking* oder *#globtrotting*, aber auch dem selbstkreierten Hashtag *#travelnuts*, der während der Reise für Zugriffe sorgen soll. Damit ist instagratypisch knapp alles Wesentliche ausgedrückt. Die Kommentare der LeserInnen folgen ebenfalls dem Jargon der Plattform als kurze positive Feedbacks (*inspiring!*) oder anerkennende Hashtags: *#purerneid* oder *#keinwohnsitzindeutschland*. Auch wenn spätere Einträge auf der Weltreise verbal umfangreicher sind – dieser knappe Stil mit Fokus auf ein zentrales Foto (*Key Visual*) und Hashtags ist typisch für Reiseberichte auf *Instagram* und steht in deutlichem Kontrast zur Sprachlastigkeit typischer Weltreiseblogs. Dieser Unterschied zeigt sich insbesondere, wenn man die Kommunikation von AutorInnen betrachtet, die via Blog und auf *Instagram* über ihre Reisen berichten. Ein Beispiel ist Julia Lassner, die inzwischen von ihrem Weblog *Globusliebe* (Untertitel *Travel – Outdoor – Lifestyle*; <https://globusliebe.com>) sowie zwei daraus entstandenen Reisebüchern und ihren Werbepartnerschaften auf den Plattformen ihren Lebensunterhalt bestreiten kann. Auch im Blog stehen professionell und aufwändig produzierte schöne Fotos im Mittelpunkt, die Betextung ist aber wesentlich ausführlicher und selbstreflexiver, ganz wie im vorigen Abschnitt über Weltreiseblogs beschrieben. Dazu passt auch ihre Selbstvorstellung im Blog als „Freigeist, Weltreisende und Abenteurerin“, die sich in typischem Jargon an eine profilierte Zielgruppe wendet, die ähnliche Interessen, aber womöglich nicht die Möglichkeit zu solchen Reisen hat:

„Hi, ich bin Julia, Freigeist, Weltreisende und Abenteurerin. Auf globusliebe findest du Once-in-a-lifetime Erlebnisse aus der ganzen Welt, Outdoor Abenteuer, wertvolle Reisetips sowie die schönsten Orte in Deutsch-

land, die vielleicht schon bald auf deiner eigenen Bucket List stehen?!“

Der *Instagram*-Auftritt von *Globusliebe* (www.instagram.com/globusliebe) ist nochmals deutlich bildorientierter. Die Konzentration auf die Perfektionierung des Visuellen zeigt sich nicht nur im enormen Aufwand (u.a. verwendet sie Drohnenaufnahmen, versehen mit dem Hashtag *#dronestagram*), sondern insbesondere darin, dass sämtliche Bilder auf *Instagram* einem Farbschema mit braunen und blauen Pastelltönen folgen und in der Zusammenschau extrem harmonisch wirken, obwohl sie an den unterschiedlichsten Schauplätzen entstanden sind (Abb. 2). Die „Arbeitsteilung“ zwischen *Instagram*-Auftritt und Blog zeigt sich unter anderem in ihrem *Instagram*-Post vom 5. Mai 2019 aus der Wüste Sinai:

„Die Wüste hat mich verändert. Sie hat mich achtsamer und demütiger werden lassen. Sie hat mir gezeigt, was es bedeutet, in der freien Natur zu leben und sich dem Rhythmus der Gestirne anzupassen. Die Wüste hat mir den unbezahlbaren Luxus der Stille geschenkt und sie hat mich zu dem zurückgeführt, was ich in den letzten Jahren verloren hatte. Welche 12 Lektionen ich bei den Beduinen in der Wüste gelernt habe, verrate ich in meinem neuen Beitrag auf globusliebe.com 🌙🐫 #egypt #ägypten #desert #wüste #dame-traveler #amazingegypt #wüstenreise #myegypt #instaegypt #globusliebe #reiseblogger #thisisegypt #loveegypt #travelinspiration #sinaidesert #visitegypt #bestplacestogo #dame-traveler #beautifuldestinations #travelgirls #travelblogger #doyoutravel.“

Auch in ihrem *Instagram*-Beitrag finden wir hier vergleichsweise viel Sprachtext (und Hashtags), geradezu philosophisch angehaucht – die ausführliche Reflexion wird aber in die „12 Lektionen“ im Weblog ausgelagert. In *Instagram* setzt sie vor allem auf ästhetische Fotos und bedient sie in erster Linie ihre Werbepartner, schwärmt von Regionen, empfiehlt Hotels oder weist auf Aktionen von Reiseveranstaltern hin – spätestens dann wird aus dem Reisetagebuch eine kommerzielle Plattform für Werbepartnerschaften, wie das für InfluencerInnen auf *Instagram* in vielen Bereichen typisch ist.

Noch eine weitere Auswirkung hat die Logik der Bildzentriertheit und des viralen Teilens via Hashtags auf Reisedokumentationen in *Instagram*. Es

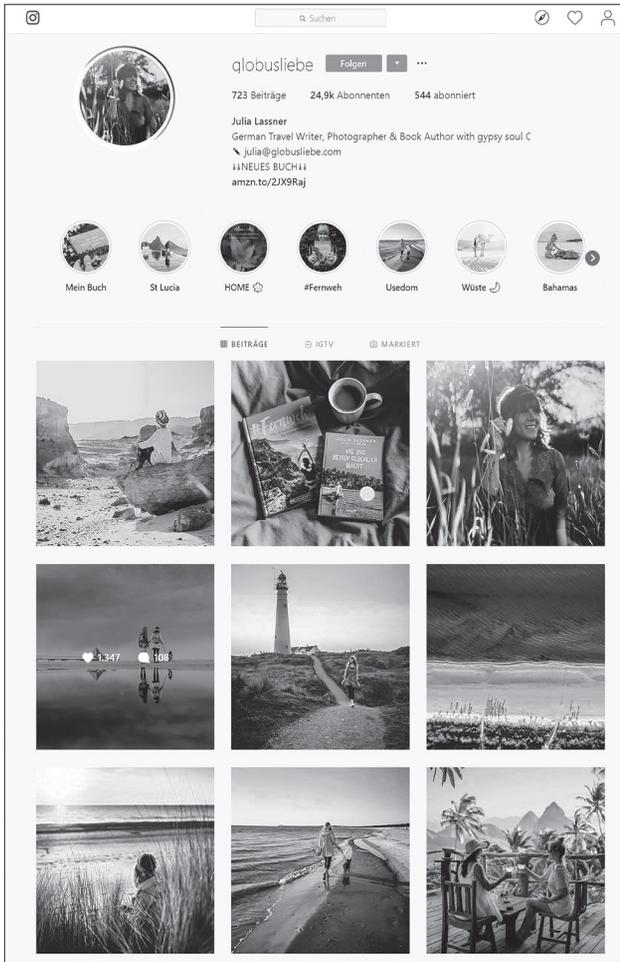


Abb. 2: Instagram-Einstigsseite von *Globusliebe*: Perfekte Farbharmonie

haben sich implizite Gütekriterien für Reisefotografien entwickelt, für die das amerikanische Wörterbuch Merriam-Webster sogar eine Redewendung gefunden hat: „to snag an Instagrammable moment“. Was in der Werbung der 1990er-Jahre der „Kodak-Moment“ war, wird heute als „Instagrammability“ bezeichnet: Reisedestinationen müssen in erster Linie schöne, der ästhetischen Qualität der Plattform genügende Bilder ermöglichen, die man in sozialen Medien teilen kann. So deuten es zumindest Studien an:

„Die Umfrage einer englischen Versicherungsfirma ergab, dass vierzig Prozent aller Reisenden unter 33 Jahren ihr Reiseziel nach *Instagram-*

mibilität aussuchen. [...] Eine deutsche Reederei baut ein neues Schiff und verspricht ihren Gästen laut Pressemitteilung ‚instagrammable moments‘, da sie in ‚unterschiedlichste Szenarios und Raumerlebnisse mitgenommen‘ würden. Ein arabisches Luxushotel prahlt, es gehöre zu den ‚most instagramable‘ Hotels.“ (Diener 2018)

Nicht nur, dass inzwischen unzählige Orte auf der Welt massenhaft von TouristInnen aufgesucht werden, um exakt das identische Foto zu schießen und zu posten, das man zuvor auf *Instagram* gesehen hat (Diener 2018). Für die Inszenierung unverfälschter individueller Naturerlebnisse auf Reisen haben sich darüber hinaus Hunderte von weltweit verbreiteten Mustern entwickelt. Wie schnell sich in globalen Gemeinschaften Rituale der Selbst- und Individualitätspräsentation für die Reisedokumentation entwickeln, entlarvt das Kunstprojekt *insta_repeat* (www.instagram.com/insta_repeat) mit der Zusammenstellung identischer Motive der Reisefotografie an nur scheinbar einsamen und exotischen Orten. Es kommt quasi zu „Individualitätsstandardisierungen“ (Klemm 2018a, 712f), wie das folgende Beispiel (Abb. 3) illustriert.

Ob solche Fotos an Vorbildern in *Instagram* orientiert sind oder hier eher kollektives ähnliches Handeln ohne Kenntnis voneinander vorliegt, lässt sich kaum ermitteln – in jedem Falle finden



Abb. 3: „Individualitätsstandardisierung“: Blick aus dem Zelt, liegend, Füße draußen

sich auf der Plattform unzählige solcher Inszenierungsmuster. Die Neigung zur Imitation gehört zumindest quasi zur DNA dieses *Influencer*-Mediums, was den Druck auf eine perfekte Inszenierung einer Reisedokumentation noch erhöht:

„Auf Instagram wird das Problem der mangelnden Originalität u.a. durch die qualitative Komponente der Ästhetik und Professionalität eines Bildes zu lösen versucht.“

(Kuhlhüser 2018, 104)

Man könnte die Bildlastigkeit von *Instagram* als sprachliche Verarmung und die selbstreferenzielle wie imitierende Inszenierung des schönen Scheins durch ProduzentInnen wie FollowerInnen als hohle Fassadenkommunikation brandmarken. Man könnte mit Horkheimer & Adorno (1969) die „Pseudo-Individualität“ solcher Beiträge als Symptom einer manipulativen Kulturindustrie beklagen, die selbst vor dem nur scheinbaren Individualtourismus nicht haltmacht. Die heute typische multimodale Selbstpräsentation bis hin zur fast lückenlosen Echtzeit-Dokumentation in Sozialen Medien mag manchen verstören, der die tägliche Dosis Fremdbestätigung durch *Likes* oder anerkennende Kommentare zur Schaffung eines „more likeable self“ für gefährlich hält. Aber diese Praktiken sind inzwischen zumindest unter jungen Menschen geteilte kulturelle Praxis (Autenrieth 2015) und zudem in umfassende Mediatisierungsprozesse eingebettet, die durch Mobilisierung, Dynamisierung, Translokalisierung und Audiovisualisierung von (Beziehungs-)Kommunikation via Smartphone und sozialen Netzwerken sowie einem zunehmenden ‚vernetzten Individualismus‘ (Castells 2005) gekennzeichnet ist.

Fazit: Vom Protokoll über multimodales Storytelling zur visuellen Pose?

Ob Weblog- oder *Instagram*-Eintrag – heutige Reisedokumentationen sind stets „multimodale Komprimate“ (Klemm & Michel 2014, 201), da all die Eindrücke, die ein/e (Welt-)Reisende/r auf ihrem/seinem Trip zu verarbeiten hat, in einer komplexen Erzählung gebündelt werden müssen. Während Weltreiseblogs semiotisch aus dem Vollen schöpfen, sprachlich oft höchst elaboriert sind und inhaltlich differenziert auf Höhepunkte und Tiefen einer Reise als Wandelgeschichte eingehen, sind Reisedokumentati-

onen auf *Instagram* häufig (noch) reduziert auf „Happy Moments“ (Reißmann 2015), ein Key Visual, wenige Worte, teilstandardisierte Hashtags und rituelle emphatische Kommentare der NutzerInnen. Statt der aufwändigen multimodalen Narration in Reiseblogs findet man hier eher eine Inflation von Hashtags und eine Standardisierung visueller Posen. Das wird aber vermutlich nicht das letzte Wort sein angesichts der permanenten Wandels sozialer Medien.

Ob Blog oder *Instagram*-Beitrag: Mit dem früheren, primär introspektiven oder registrierten Reisetagebuch haben solche Kommunikate nur noch wenig gemein, mit wachsender öffentlicher Aufmerksamkeit werden sie immer aufwändiger, kontrollierter, strategischer. Die Weltreisedokumentationen sind hochgradig gestaltet und auf breitestmögliche Veröffentlichung angelegt – und mitunter der eigentliche Grund für die Reise. Dabei erfüllen sie zahlreiche Funktionen: Sie dienen dem Intensivieren des Erlebens, dem Erinnern, der Reflexion eigenen Handelns/Entwickelns in der Fremde, also der (öffentlich sichtbaren und verhandelbaren) Identitätsarbeit, der Beziehungspflege über Distanzen hinweg, der emotionalen Teilhabe Daheimgebliebener, der impliziten Aufforderung zur Nachahmung (‘Influencer’) und dem Community-Building, aber nicht zuletzt auch der Selbstdarstellung, zunehmend mit semi-professionellen Vermarktungsinteressen bis hin zum Bestreiten des Lebensunterhalts. Dabei reicht das Spektrum von schlichten Blogs mit „Selfmadecharme“ und eher banalen Mitteilungen zu Essen und Preisen über „Nutzwertjournalismus“ („Geheimtipps“) und fast klassische Reisereportagen bis zur fast elitären sozialen Distinktion („Backpacking on High Heels“), zudem von kultureller Reflexivität und Sensibilität bis zum spätkolonialen Ethnozentrismus. Alles in allem haben sich Reisedokumentationen zu virtuellen Hochglanzprodukten entwickelt, die dem Niedergang der Reiseliteratur im Massentourismus des 20. Jahrhunderts, in der eine Postkarte genügte, eine zeitgemäße Renaissance im *Social Web* entgegenstellen. Offenkundig ist, dass Reisedokumentationen in Blogs und auf *Instagram* trotz ihrer kurzen Geschichte bereits eine eigene Stilgebung und Ikonographie ausgebildet haben (Klemm 2017, 2018a). Sie folgen dem auch im Online-Journalismus sich durchsetzenden Trend zum multimodalen Storytelling, das Sprache, Bild und Ton aufwändig miteinander verknüpft und zugleich durch seine dialogische Ausrichtung zum Com-

munity-Bilden einlädt, das gewissermaßen eine Selbstermächtigung der Reisenden in Zeiten der Tourismusindustrie ermöglicht. Damit einher geht ein medienkultureller Wandel. Die visuelle Selbstdokumentation hat sich spätestens seit dem Durchbruch von regelmäßig zu bespielenden Plattformen wie *Facebook* und insbesondere *Instagram* von einer kritisch betrachteten, da mit Egozentrismus assoziierten Ausnahmepraxis zu einem täglichen und zumindest in der eigenen Community akzeptierten Ritual gewandelt (Klemm 2016, 2017). Digitale Speichermedien verändern zudem die Erinnerungskultur (Klemm 2018b) im Kontext sich wandelnder gesellschaftlicher ‚Mediendispositive‘ (Klemm & Michel 2014) wie einer zunehmenden Individualisierung bei gleichzeitiger Vernetzung in der „Netzwerkgesellschaft“ (Castells 2017). Einerseits ist das Weltreisen nach wie vor eine individuelle und dezidiert translokale Praxis, andererseits ermöglichen moderne Netzwerkmedien heute das ubiquitäre mediale Dabeisein. In diesem Sinne kann man neben einem unverkennbaren und vermeintlich egozentrischen Trend zur audiovisuellen Echtzeit-Dokumentation des eigenen Lebens auch den Wandel von gesellschaftlichen Mediendiskursen, etwa zum Teilen und Verhandeln von Reiseerlebnissen rekonstru-

ieren. Diese Praxis wiederum ist jüngst selbst in den Sog anderer Mediendiskurse wie jenem zum Klimawandel und der Einsparung von CO₂-Emissionen geraten, so dass die Reisedokumentationen zunehmend kritischen Kommentaren ausgesetzt sind.

Das nachträgliche private Erinnern an Reisen via Fotoalbum oder Dia-Abend oder das Verfassen von Reiseratgebern wird zunehmend abgelöst durch das fortlaufende multimodale Dokumentieren des eigenen und gemeinschaftlichen Lebens in Sozialen Netzwerken, die als Selbstdarstellungs- und Vergemeinschaftungsplattformen der schnellen und massenhaften Distribution dieser persönlichen Daten dienen. Es spricht vieles dafür, dass dieser Trend zur Echtzeit-Selbstdokumentation nicht nur während einer Reise kein kurzfristiger Medienhype bleibt, sondern durch die Verknüpfung von permanent verfügbarer mobiler Kommunikation (mit dem Smartphone als beinahe unersetzlichem, persönlichem Multimedialium) mit leicht bedienbarer Technik (integrierte Foto- und Videofunktion) und kostenloser, fast flächendeckend verbreiteter sozialer Infrastruktur (Soziale Netzwerke) zu einem festen Bestandteil des Lebens vieler, nicht nur junger, Menschen wird.

Bibliographie

- Autenrieth, U. (2014). *Die Bilderwelten der Social Network Sites. Bildzentrierte Darstellungsstrategien, Freundschaftskommunikation und Handlungsorientierungen von Jugendlichen auf Facebook und Co.* Baden-Baden.
- Bausinger, H., Beyrer, K. & Korff, G. (Hg.) (1999). *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus.* München.
- Biernat, U. (2004). „Ich bin nicht der erste Fremde hier“. *Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945.* Würzburg.
- Binder, J. (2005). *Globality: Eine Ethnographie über Backpacker.* Münster.
- Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* Frankfurt/Main.
- Brenner, P. J. (Hg.) (1989). *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur.* Frankfurt/Main.
- Cardell, K. & Douglas, K. (2016). Travel Blogs. In: Thompson, C. (Hg.). *The Routledge Companion to Travel Writing.* London, S. 343-352.
- Castells, M. (2005). *Die Internet-Galaxie: Internet, Wirtschaft und Gesellschaft.* Wiesbaden.
- Castells, M. (2017). *Das Informationszeitalter. Band 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft.* 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden.
- D'Eramo, M. (2018). *Die Welt im Selfie. Eine Besichtigung des touristischen Zeitalters.* Berlin.
- Diekmannshenke, H. (2002): „und meld' dich mal wieder!“ Kommunizieren mittels Postkarte, In: Wyss, E. L. & Schmitz, U. (Hg.): *Briefkommunikation im 20. Jahrhundert* (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64), Duisburg, S. 93-124
- Diener, A. (25.10.2018). Social-Media-Stress: Instagrammable. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Abgerufen von <https://www.faz.net/-ggz-9ftbn>, Zugriff am 25.9.2019.
- Egger, R. (2007). Cyberglobetrotter – Touristen im Informationszeitalter. In: Egger, R. & Herdin, T. (Hg.). *Tourismus – Herausforderung – Zukunft.* Münster, S. 433-451.
- Goffman, E. (1959). *The Presentation of Self in Everyday Life.* New York.
- Goldstein, J. (2015). *Georg Forster: Zwischen Freiheit und Naturgewalt.* Berlin.
- Hachtmann, R. (2007). *Tourismus-Geschichte.* Göttingen.
- Hentschel, U. (1999). *Studien zur Reiseliteratur am Ausgang des 18. Jahrhunderts: Autoren – Formen – Ziele.* Frankfurt.
- Holdenried, M., Honold, A. & Hermes, S. (Hg.) (2017). *Reiseliteratur der Moderne und Postmoderne.* Berlin.
- Horkheimer, M. & Adorno, T. W. (1969). Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug. In: Horkheimer, M. & Adorno, T. W. *Dialektik der Aufklärung.* Frankfurt, S. 128-176 [Originalausgabe: New York 1944]
- Jost, H. (1989). Selbst-Verwirklichung und Seelensuche. Zur Bedeutung des Reiseberichts im Zeitalter des Massentourismus. In: Brenner, P. J. (Hg.). *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur.* Frankfurt, S. 490-507.
- Keller, A. & Siebers, W. (2017). *Einführung in die Reiseliteratur.* Darmstadt.
- Kleinstauber, H. J. & Thimm, T. (2008). *Reisejournalismus. Eine Einführung.* 2., überarb. erw. Auflage. Wiesbaden.
- Klemm, M. (2016). Ich reise, also blogge ich. Wie Reiseberichte im Social Web zur multimodalen Echtzeit-Selbstdokumentation werden. In: Hahn, K. & Schmidl, A. (Hg.). *Websites & Sightseeing. Tourismus in Medienkulturen.* Wiesbaden, S. 31-62.
- Klemm, M. (2017). Bloggen, Twittern, Posten und Co. Grundzüge einer ‚Social-Media-Rhetorik‘. In: *Jahrbuch Rhetorik*, 36: Rhetorik im digitalen Zeitalter, S. 5-30.
- Klemm, M. (2018a). Digitale Kompetenz. Kommunikative und rhetorische Anforderungen in Zeiten Sozialer Medien. In: *Pädagogische Rundschau*, 72 (6/2018), S. 703-722.
- Klemm, M. (2018b). Multimodale Kulturgeschichte(n). Deutsche TV-Jahresrückblicke im historischen und medialen Wandel. In: Blasch, L., Pfurtscheller, D. & Schröder, T. (Hg.). *Schneller, bunter, leichter? Kommunikationsstile im medialen Wandel.* Innsbruck, S. 53-80.
- Klemm, M. (2019). (Audio-)visuelle politische Rhetorik. In: Burkhardt, A. (Hg.). *Handbuch Politische Rhetorik.* Berlin, New York, S. 749-771.

- Klemm, M. & Michel, S. (2014). Medienkulturlinguistik. Plädoyer für eine holistische Analyse von (multimodaler) Medienkommunikation. In: Benitt, N., Koch, C., Müller, K., Saage, S. & Schüler, L. (Hg.). *Korpus – Kommunikation – Kultur: Ansätze und Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*. Trier, S. 183-215.
- Knoll, G. M. (2006). *Kulturgeschichte des Reisens. Von der Pilgerfahrt zum Badeurlaub*. Darmstadt.
- Kuhlhüser, S. (2018). #fernweh #wanderlust #explore: Reise-„Erzählungen“ auf Instagram. In: *Jahrbuch Rhetorik*, 36: Rhetorik im digitalen Zeitalter, S. 84-108.
- Malinowski, B. (1923): The Problem of Meaning in Primitive Languages. In: Ogden, C. K. & Richards, I. A. (Hg.): *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language Upon Thought and of the Science of Symbolism*. Harcourt, S. 296-336.
- Mundt, J. W. (1998). *Einführung in den Tourismus*. München.
- Muthesius, A.-M. (2012). *Auf den Spuren der Reisemedien. Vom historischen Bericht zum digitalen Reiseblog*. Bachelorarbeit, Weimar.
- Ortheil, H.-J. (2012). *Schreiben auf Reisen: Wanderungen, kleine Fluchten und große Fahrten – Aufzeichnungen von unterwegs*. Mannheim.
- o.V. (12.09.2013): Reise-Blogger Johannes Klaus: „Zu perfekt ist dieses Stückchen Erde“. In: *Spiegel online*. Abgerufen von: <http://www.spiegel.de/reise/fernweh/reisedepeschen-de-interview-mit-reiseblogger-johannes-klaus-a-921452.html>, Zugriff am 25.9.2019.
- Pohl, K. (Hg.) (1984). *Ansichten der Ferne. Reisephotographie 1850 – heute*. Gießen.
- Reißmann, W. (2015). *Mediatisierung visuell. Kommunikationstheoretische Überlegungen und eine Studie zum Wandel privater Bildpraxis*. Baden-Baden.
- Schaffers, U., Neuhaus, S. & Diekmannshenke, H. (Hg.) (2018). *(Off) The Beaten Track? Normierungen und Kanonisierungen des Reisens*. Würzburg.
- Schulze, G. (1992). *Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt & New York.
- Sharpley, R. (1994). *Tourism, Tourists & Society*. Huntingdon.
- Starl, T. (1995). Knipser. *Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980*. München.
- Topping, M. (2016): Travel Writing and Visual Culture. In: Thompson, C. (Hg.). *The Routledge Companion to Travel Writing*. London, S. 107-119.

Michael KLEMM

Prof. Dr., ist seit 2006 Professor für Medienwissenschaft am Institut für Kulturwissenschaft der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz. Nach dem Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Medienwissenschaft an der Universität Trier promovierte er 1998 an der TU Chemnitz zum Thema „Zuschauerkommunikation“. Seine aktuellen Lehr-, Forschungs- und Publikationsschwerpunkte sind Politische Online-Kommunikation (u. a. Politisches Design, Audiovisuelle Rhetorik, Social-Media-Kommunikation), Multimodale Diskursanalyse (u. a. zu TV-Rückblicken im diachronen und interkulturellen Vergleich oder zum Klimawandeldiskurs), Internationale Medienkultur(en) bzw. Transkulturalität der Medien sowie Methodologie einer „Medienkulturlinguistik“. Zudem leitet er zwei rheinland-pfälzische Landesprojekte zum Changemanagement in Kultureinrichtungen sowie zur Digitalisierung des kulturellen Erbes in Kommunen.

Zeugnisse des Alltags

Tagebuchverfahren als Quelle und Methode in der (historischen) Kommunikationsforschung

Peter Gentzel, Universität Erlangen-Nürnberg
Christian Schwarzenegger & Anna Wagner, Universität Augsburg

Abstract

In diesem Beitrag beschäftigen wir uns mit der Bedeutung und dem Potenzial von Tagebüchern in der medien- und kommunikationshistorischen Forschung und darüber hinaus. Dabei werden sowohl der Quellenwert und der Quellencharakter von „echten Tagebüchern“ als Überreste eines vergangenen Alltags als auch zu Forschungszwecken angefertigte Tagebücher als empirische Erhebungsinstrumente thematisiert. Im Beitrag diskutieren wir zunächst, wozu in der Forschung Tagebücher herangezogen werden können, um Einblicke in subjektive Sinngebungen, persönliche Routinen und Erfahrungen der Lebensführung wie auch in gesellschaftliche Kontexte und Kulturen des Lebensvollzugs unter bestimmten Bedingungen und zu bestimmten Zeiten zu gewinnen. Wir erörtern hierzu das Erkenntnispotenzial, das sich aus Tagebüchern als Quelle aus einem gestrigen Alltag für heute ergibt. Hernach adressieren wir Möglichkeiten, die Charakteristika von solchen authentischen Tagebüchern, welche im tatsächlichen Lebenszusammenhang geführt worden sind, auf den gezielten empirischen Einsatz hin zu übertragen und diskutieren Spannungsfelder, die sich bei diesem Bemühen ergeben.

Forschen mit Tagebüchern

Tagebücher werden in der wissenschaftlichen Analyse überall dort eingesetzt, wo Aspekte der Lebenswelt bedeutsam sind. Begründet wird dieser Einsatz von Tagebüchern – bemerkenswerterweise unabhängig von Analysedesign und konkretem Erkenntniszusammenhang – mit einer spezifischen Datenqualität, die „authentische“, „echte“, „unverfälschte“, „pure“ oder „reale“ Analysebefunde der „Alltagsperspektive“ zulässt (u.a. Fuhs 2014, 259; Hoplamazian et al. 2018, 127; Sjöberg 2020, 9). Ungeachtet der Grenzen zwischen Epistemen, Paradigmen und Disziplinen lässt sich der Einsatz von Tagebüchern bei der Beantwortung von Forschungsfragen zu Physis und Psyche, Individualität und Sozialität, Kultur und Technologie beobachten. Dies gilt für synchrone wie asynchrone Erkenntniszusammenhänge. Um nur wenige Beispiele zu nennen:

- Klinische Studien untersuchen den Einfluss von Stimmungen und Emotionen auf die Wirksamkeit von Therapien und Medikamenten mittels Tagebuchmethoden (u.a. Robles et al. 2013);

- Historiker rekonstruieren den Alltag des Nationalsozialismus, in Konzentrationslagern sowie den industriellen Völkermord mittels durch Tagebücher bezeugte Beobachtungen (u.a. Das Tagebuch der Anne Frank 1955, Laqueur 1992, Gentzel 2009);
- Soziologen, Pädagogen und Psychologen erschließen kindliche und jugendliche Entwicklungsprozesse anhand kontinuierlich notierter subjektiver Wünsche und Ängste (u.a. Heinzel 2012, Werner 2001,);
- Protokollierte Georeferenzen, teilnehmende Beobachtungen und die Interpretation des Unbekannten in Reisetagebüchern ermöglichten Geografen die Vermessung der Welt (z.B. Alexander von Humboldts Amerikanische Reisetagebücher), Politikwissenschaftlern und Ökonomen Reflexion und Studium alternativer Herrschafts- und Wirtschaftsformen, Ethnologen und Kulturwissenschaftlern die Analyse anderer sozialer Interaktionsordnungen und Werteorientierungen (u.a. de Tocqueville 1986);
- In der Literaturwissenschaft bilden Tagebücher ein ganz eigenes Genre symbolisch verarbeiteter Wahrnehmungen und Erfahrungen

(z.B. die Tagebücher von Michel de Montaigne, Theodor Fontane oder Franz Kafka);

- Kommunikationswissenschaftler nutzen Tagebucheinträge sowohl zur Erklärung der quantitativen Veränderung der Mediennutzung als auch dem Verstehen der Bedeutung mediatisierter Kommunikation für gesellschaftlichen und kulturellen Wandel (u.a. Berg 2017; Hepp, Roitsch & Berg 2016; Kaun 2010).

Die Beobachtung, dass der Diversität wissenschaftlich relevanter Erkenntnisse aus Tagebüchern auch ein hohes Maß an Vielfalt von Tagebuchformen gegenübersteht, ist ebenso evident wie trivial. Selbstredend unterschieden sich die Tagebücher von Alexander von Humboldt und Anne Frank von digitalen, für die quantitative Erfassung spezifischer Handlungen programmierten Forschungstagebüchern (u.a. Iida et al. 2012). Diese Unterschiede gehen auch allmählich in die Begrifflichkeit ein, etwa indem zwischen Tagebüchern und Tagebuchmethoden unterschieden wird, letzte mitunter gar in quantitative und qualitative Tagebuchforschung unterteilt werden (Berg & Düvel 2012; Hampton 2017). Gleichwohl steht ein systematischer Vergleich jener diversen Formen von Tagebüchern, d.h. die gründliche Reflexion des Zusammenhangs der mit der Form verbundenen spezifischen Datenqualität und des daraus folgenden Analysepotentials noch immer aus (u.a. Gershuny & Sullivan, 1998; Kaun 2010; Berg & Düvel 2012).

Dieser Aufgabe stellt sich der folgende Beitrag. Erkenntnisleitend ist, und hierin unterscheidet sich unsere Argumentation von anderen Vergleichsansätzen, nicht die Formulierung möglichst trennscharfer Kategorien für eine taxonomische Systematisierung. Unser Ziel ist es vielmehr, die unterschiedlichen Charakteristika herauszuarbeiten, um anschließend einen produktiven Dialog darüber zu beginnen, wie sich die analytischen Vorzüge der einen Variante mit denen der anderen verbinden lassen. Konkret für diesen Beitrag lautet die Frage also: Was kann man aus der historischen Forschung mit Tagebüchern für aktuelle kommunikationswissenschaftliche Fragestellungen und Tagebuchanalysen ableiten?

Zur Vorbereitung dieses Dialogs bedienen wir uns den Strategien von Idealtypenbildung und maximaler Kontrastierung. Das heißt, wir werden nun die Rolle des Tagebuchs im Analyseprozess sowie zentrale, empirisch relevante Eigen-

schaften des Tagebuchs für (1.) Tagebücher als Quellenmaterial historischer Forschung und für (2.) direkt als Erhebungsinstrumente konstruierte Tagebücher im Rahmen quantitativer und qualitativer Forschungsdesigns beleuchten. Diese Diskussion erlaubt im nächsten Schritt das Ableiten einer Heuristik, die den Blick auf einzelne Elemente und deren analytisches Potential für die Erforschung von Lebenswelten freigibt.

Das Tagebuch als Quellenmaterial

Als ersten von zwei Idealtypen beleuchten wir das *Tagebuch als Quellenmaterial* im Kontext historischer Forschung. Zwar gibt es etwa in der Soziologie oder Sozialisationsforschung ebenfalls eine ganze Reihe von Studien, die mit der hier noch näher zu beschreibenden Art von Tagebüchern als Quellen arbeiten, diese sind aber häufig entweder durch die Analyse mehrere Tagebücher oder komplexe Triangulierungsstrategien gekennzeichnet (u.a. Sjöberg, 2020). Der in analytischer Hinsicht maximale Kontrast lässt sich daher klarer mit Blick auf die historische Forschung illustrieren – sowohl für die *Funktion des Tagebuchs im Analyseprozess* wie auch für die *inhaltliche und ästhetisch-materielle Gestalt*. So ist das Tagebuch in der historischen Analyse Quellenmaterial (statt Erhebungsinstrument) und nicht (eigens) für diese Analyse produziert. Das Tagebuch als Quelle ist von der urhebenden Person meist aus eigenem Antrieb, allerdings mit unterschiedlichen Intentionen und variierenden Funktionen im Augenblick oder über die Periode des Entstehens hinweg, geführt worden. Das bedeutet, dass die Datenqualität im Sinne von Umfang, Frequenz und Modalität der Einträge sowie inhaltliche Schwerpunktsetzung, thematische Konsistenz und Kohärenz der Informationen ebenso wie die Passgenauigkeit von Tagebuchinhalt und wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse vom Forschungsprozess abgekoppelt (statt integriert) sind. Die Entscheidung, welche Informationen und Daten in welcher Form und in welchem Umfang in das Tagebuch eingehen, warum sie überhaupt erfasst werden, liegt also nicht beim Forscher – und das hat weitreichende Konsequenzen für den Analyseprozess. Diesen Zusammenhang gilt es genauer zu betrachten.

Das Tagebuch im Analyseprozess

In der historischen Analyse fungiert das Tagebuch als Quellenmaterial. Die im Tagebuch

enthaltenen „Daten“ bzw. Informationen bestehen aus individuellen Beobachtungen und Interpretationen, subjektiven Stimmungen und Reflexionen von, inmitten und über vergangene Lebenswelten. Das Tagebuch ist demnach Quellenmedium, das in höchstem Maße subjektive Daten enthält, deren kompetente Analyse allerdings jene „authentische“, „pure“ oder „echte“ Beschreibung des Vergangenen erlaubt. Die „Echtheit“ der Daten und ihre „Authentizität“ als Indikator des Quellenwertes steht dabei nicht gleichbedeutend auch für Wahrhaftigkeit der festgehaltenen und verfertigten Inhalte. Es sind subjektive Wahrnehmungen und Reflexionen, die im Tagebuch festgehalten werden, die auch von eingeschränkter Kenntnis, fehlendem Überblick und persönlichen Verzerrungen geprägt sein können.

Entsprechend dieser Ausgangslage werden Tagebücher in Handbüchern und Einführungswerken der Geschichtswissenschaft als Primärquellen eingeordnet, deren Wert sich erst nach ausführlicher Quellenkritik sowie anschließender, sorgsam hermeneutischer Bearbeitung bemessen lässt (u.a. Hüttenberger 1992; Hockerts 2001; Opgenoorth & Schulz 2001; von Brandt 2007). Das heißt, eine gute historische Tagebuchanalyse bearbeitet das Tagebuch in mehreren, konsekutiven methodischen Schritten. Johann Gustav Droysen, einer der Nestoren der deutschen Geschichtswissenschaft, beispielsweise gliedert die historische Methode in einen analytischen Dreischritt aus *Heuristik* (Entdeckung), *Kritik* und *Interpretation* (Droysen 1958, 58). Das Tagebuch als Quelle muss also (1) Kongruenz zum Erkenntnisinteresse der Historiker*in aufweisen (Heuristik), (2) unterschiedlichen Authentizitätsprüfungen standhalten (Kritik) und schließlich (3) anhand geregelter Schritte die Einordnung und Bewertung des Inhalts im Kontext anderer Analysebefunde und Quellen gewährleisten (Interpretation). Formal ausgedrückt ist das Tagebuch damit selbst Gegenstand einer Analyse, deren Ziele die Validierung, Selektion und Kontextualisierung von Inhalten sind. Tagebücher sind also Gegenstand einer systematischen Abfolge von Analyseschritten, die Informationen und Daten zuerst einmal in ein Verhältnis zum Erkenntnisinteresse setzen, sodann kritisch Autorenschaft und Entstehungszusammenhang prüfen und schließlich im Kontext anderer Quellen und Studienergebnisse, die Informationen und Daten wertet, selektiert, sortiert und interpretiert.

Den Arbeitsschritt der Quellenkritik lohnt es noch aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten, weil er aus analytischer Sicht Eigenschaften von Tagebüchern bündelt, die unabhängig von Erkenntnisinteresse und Studiendesign als Bedingungen für „echte“ Analyseergebnisse gelten. So zielen die paradigmatischen Raster für Quelleneinteilungen von J. G. Droysen und A. von Brandt auf den analytischen Erkenntniswert für den Historiker und unterscheiden zwischen „Tradition und Überrest“ (Droysen, 1958), „willkürlichen und unwillkürlichen“ (im Anschluss an Mikoletzky, v. Brandt 1992, 52) Quellen. Grundlegend für die kritische Einordnung von Tagebüchern als Quellen ist damit die Frage, ob sie mit der Intention produziert wurden, Daten für die Analyse verfügbar zu machen oder nicht – wobei die Mehrzahl historisch aufgearbeiteter Tagebücher als Überreste und unwillkürliche Quellen einzustufen sind. Forschungsinteressen oder Analysepräferenzen bezüglich Datenart, -umfang und -vielfalt sind in diese Tagebücher also nicht eingegangen. Im Kontext der (Medien-)Sozialisationsforschung ordnet B. Fuhs diese Art der Tagebuchanalyse daher auch den *nonreaktiven Analyseverfahren* zu (Fuhs 2014, 264), d.h. der Forschungsprozess verhält sich zur Lebenswelt *minimal invasiv*.

Zieht man den Fokus der Reflexion noch ein wenig enger und schaut auf die einzelnen Instrumente der Analyse von Tagebuchinhalten – im Unterschied zur Frage der Rolle des Tagebuchs für die „historische Methode“ im Allgemeinen – ist eine universelle formale Systematik nicht identifizierbar. Grund dafür ist die genuine Kontextgebundenheit der Tagebuchinformationen, die einerseits notwendige Bedingung „authentischer“ und „echter“ Beschreibungen des Vergangenen ist, andererseits entsprechend jeweils zu den konkreten Informationen passende Instrumente verlangt. Analytische Instrumente der Tagebuchanalyse sind daher immer in mindestens zweifacher Hinsicht kontextabhängig. Zum einen von der Detailliertheit, thematischen Breite und Medialität des Inhalts sowie, zum anderen, von Analyseziel und -design. Gleichwohl zeigen sich für die historischen Analysen einige Gemeinsamkeiten. So ist eine grundlegend qualitative Analyselogik zu beobachten, die insbesondere ethnografische und hermeneutische Prinzipien teilt (u.a. Abrath 1994; Gentzel 2009; Heer 1997; Laqueur 1992). Im Mittelpunkt steht die dichte Beschreibung von Routinen und Veränderungen in ihrer viel-

schichtigen Verflechtung mit dem nahen und weiten Umfeld der Verfasser*in, seien dies in unterschiedlichen Tagebüchern wiederkehrende individuelle Träume und Ängste (Laqueur 1992) oder subjektive Beobachtungen, die sich mit anderweitig überlieferten gesellschaftlichen Prozessen decken (Wildt 1996). Wiederkehrende Analyseinstrumente sind Diskursanalysen, z.B. im Tagebuch kommentierte Mediendiskurse (Abrath 1994; Gentzel 2009) und soziale Netzwerkanalysen, z.B. mittels asynchron angelegter „Soziogramme“ (Abrath 1994, 15) oder egozentrierter Netzwerkanalysen (Gentzel 2009, 161-162).

Diese knappe und bloß beispielhafte Betrachtung der Analyseinstrumente deutet zudem die Skalierungsstrategie der historischen Tagebuchanalyse an, die in dieser Form bei Tagebuchmethoden kaum zu finden sind. Tagebücher bestehen aus den Beobachtungen, Interpretationen und Emotionen einzelner Subjekte inmitten ihrer konkreten Lebenswelt, der Geltungsanspruch ihrer Analyse reicht aber über die individuelle Lebenswelt hinaus. Um die Analysebefunde begründet über die Lebenswelt eines einzelnen Subjekts hinauszuführen, kann die historische Tagebuchanalyse, die nicht selten auf der Interpretation eines einzigen Tagebuchs beruht, weder auf Wahrscheinlichkeit, Verteilungen oder Repräsentativität, noch auf analytische Sättigung maximal kontrastierter, vergleichender Fallanalysen setzen. Legitimität und Validität der Skalierung auf die Meso- und Makroebene erfolgt durch *interne und externe Kontextualisierungen*. Externe Kontextualisierung meint dabei das Herstellen von Beziehungen, mithin den Nachweis von Konsistenz durch andere Quellen, seien dies nun ebenfalls Primär- oder auch durch Sekundärquellen (z. B. Gesetze, Akten, Medieninhalte) verbürgte Phänomene und Prozesse. Interne Kontextualisierungen zielen auf überindividuelle Phänomene (z.B. Diskurse, Rituale, soziale Ereignisse, Interaktionsordnungen), die zwar „nur“ aus der subjektiven Teilnehmerperspektive heraus dokumentiert und interpretiert, aufgrund ihrer lebensweltlichen Verankerung aber genuin kollektiv konstituiert sind. So kann beispielsweise die Veränderung in der Verwendung von Symbolen (z. B. Flaggen, Kleidung, Sprache) oder bei der Durchführung von Ritualen (z. B. Grußformen, Medienkonsum, Freizeitgestaltung) gesamtgesellschaftliche Prozesse wie Ausgrenzung oder medialen Wandel indizieren (Gentzel 2009).

Inhalte und ästhetische-materielle Gestalt des Tagebuchs

Die Inhalte von Tagebüchern als Quellenmaterialien sind von Erkenntnisinteresse, Analyselogik und -design der jeweiligen Studie unabhängig. Wie bereits beschrieben, entscheidet allein der Produzent des Tagebuchs über Selektion, Form (Medialität), Umfang und Vielfalt der Inhalte. Entsprechend verhalten sich Tagebücher zu Inhalten wie

„Schwämme, die alles aufsaugen. Es gibt keinen Inhalt, den ein Tagebuch nicht aufnehmen kann.“

(Deutsch 2001, 349; zitiert nach Fuhs 2014, 266)

Erschwerend kommt hinzu, dass diese genannten Charakteristika auch innerhalb des Tagebuchs nicht konsistent bleiben müssen. Thematische Foki können sich etwa relativ zu lebensweltlichen Betroffenheiten verschieben und andere Zusammenhänge akzentuieren, während andere verschwinden. Das geschriebene Wort kann in einzelnen Phasen durch eingeklebte Zeitungs- und Zeitschriftenausrisse ergänzt, durch Zeichnungen oder Fotografien illustriert werden, in anderen aber nicht, sehr kurze und stakkatoartige Einträge können sich mit ausführlichen Reflexionen abwechseln. Gleichwohl ergeben sich in systematischer Hinsicht bestimmte Muster. Methodische Einführung in das Studium historischer Quellen systematisieren Tagebuchinhalte z. B. wie Hüttenberger (1992) dies tut, als durch „mehrere sich überlappende, konzentrische Kreise“ gekennzeichnet, die unterschiedliche Sphären der Erkenntnis eröffnen:

„Das Tagebuch ist gewiss subjektiv, aber es spiegelt zugleich im Subjektiven das Politische und das Allgemeine in seiner Vielfalt wider.“

(Hüttenberger 1992, 31)

Der „Ort des Tagebuchs“, ermöglicht in Anlehnung an Hüttenberger somit Einblicke in

1. das Innenleben der Autor*innen,
2. deren private Umwelt,
3. die Auswirkungen der historischen Ereignisse auf das private Leben der Autor*innen,
4. deren selektive Wahrnehmung des Weltgeschehens, die ihrerseits zum Nachdenken anreizt und
5. die dabei sich in den Autor*innen regenden

Gefühle, Hoffnungen, Sorgen, Ängste, Freuden und Frustrationen.

Unabhängig von Epoche und Autorenschaft zeichnet es in der historischen Forschung die „besonderen Quellenstruktur des Tagebuchs“ aus,

„nicht wie andere Quellen einen nur sehr stückhaften Ausschnitt des Lebens [...] sondern in umfassender Weise Empfindungen und Verhaltensformen des Diaristen [...]“
(Abrath 1994, 15)

zu dokumentieren. Konsequenz dieser inhaltlichen Struktur ist die bereits angesprochene fallspezifische Methodik der Tagebuchanalyse.

Ein wiederkehrendes thematisches Element ist zudem das Schreiben selbst, was auf eine Eigenschaft des Quellenmaterials weist, die über das Tagebuch als objekthaften Analysegegenstand hinausgeht. Historische Analysen bezeugen stets die Bedeutung des Tagebuch-Schreibens für die Autor*innen, die in Fällen gesellschaftlich benachteiligter, unterdrückter oder stigmatisierter Autor*innen gar zu einer existentiellen (Überlebens-)Funktion wird (Laqueur 1992, 31-34; Gentzel 2009, 182-183). Das Tagebuch ist für die Autor*innen ein selbst hergestelltes Werk, und oftmals dadurch ein intrinsisch motivierter Teil rationaler und emotionaler Identitätsarbeit (Fuhs 2014, 267). Tagebucheinträge sind in dieser Hinsicht alltägliche Kommunikationspraktiken der Reflexion und Dokumentation, mitunter des Eskapismus, deren mediale Form sich unterstützend auf Kontinuität und Periodizität dieser reflexiven, dokumentarischen Praktiken auszuwirken scheint. Zumindest jene Tagebücher von denen detaillierte zeitgeschichtliche Analysen vorliegen, sind durch hohe Regelmäßigkeit von ein bis mehrmals täglich oder maximal wöchentlichen Einträgen, deren chronologischer Anordnung und dem Pflegen des Tagebuchs über einen Zeitraum von Jahren oder Dekaden gekennzeichnet.

Bezogen auf den Inhalt korrespondiert die umfassende Freiheit der Themenwahl und -gewichtung mit einer enormen medialen und stilistischen Bandbreite. In der historischen Analyse dominieren fraglos handschriftliche, prosaische Einträge auf gebundenem Papier, gleichwohl sind auch Fotos, Skizzen und Zeichnungen, Presseartikel und Flugblätter Inhalte von Tagebüchern. Stilistisch finden sich neben Kommen-

turen, Beobachtungen und Meinungen u.a. auch fiktive prosaische Geschichten, Arbeitsnotizen, Witze und Gedichte. Auch entwickelt sich das materielle Artefakt Tagebuch im Zuge von Mediatisierungsprozesse selbst. In den letzten beiden Jahrzehnten sind beispielsweise digitale Blogs, Social Media-Stories oder Tagebuch-Apps populär geworden, die z. B. andere Medialitäten (u.a. Fotos und Videos) und Funktionen (kommerzielle Kommunikate an spezifische Zielgruppen) privilegieren (van Dijk 2013; Rettberg, 2016). Bündelt man die Subkategorien der inhaltlichen Gestaltung – Themenwahl, Medialität und Stil – wird neben der subjektiven Wahlfreiheit ein weiteres „kollektives“ Momente der Tagebuchführung deutlich. Tagebuchführung ist ohne Zweifel kulturgebunden. Wie bereits gezeigt, sind thematische Tagebuchinhalte mit gesellschaftlichen Prozessen, Diskursen und Strukturen verwoben, insbesondere wenn die gesellschaftliche Position der Autorin, des Autors und dessen Selbstverständnis und Identitätskonstruktion tangiert wird. Medialität und Stil wiederum zeugen vom Niederschlag kulturellen Wandels und zwar sowohl bezogen auf kollektiv geteiltes Orientierungswissen als auch inkorporierte Kulturtechniken, technologischen Wandel und Mediatisierungsprozesse. Konkret sind es, auf der einen Seite, kulturell etablierte Vorstellungen von Identität, eine verbreitete und akzeptierte Form des „recording life“, des Festhaltens, Aufnehmens und Verfolgen von Menschen, Geschehnissen und Dingen im Wandel der Zeit (Rettberg 2016, 7). Auf der anderen Seite sind es technologische Entwicklungen, Ökonomisierung und Mediatisierung, also gesellschaftliche „Metaprozesse“ (Krotz, 2008), die sinnvolle Erklärungshorizonte für historisch gebundene, unterscheidbare Formen von Tagebüchern bereitstellen. Aus dieser Perspektive lassen sich nicht nur quantitativ begründet „Epochen der Tagebuchführung“ (Renaissance, Aufklärung, Weltkriege) unterscheiden, sondern beispielsweise auch die zunehmende Ökonomisierung digitaler Tagebuchformate (von anonymen online Blogs Ende der 1990er Jahre bis zu in Teilen automatisch erstellten Rückblicken und Storys auf Instagram oder Facebook für Freunde und Netzwerke oder Öffentlichkeit, Rettberg 2016) verstehen. Gerade jüngere Entwicklungen und technologische Angebote zur Unterstützung des Life Recordings im Kontext sozialer Medien beschreiben eine Verschiebung hinsichtlich der Autonomie der Diarist*innen in der Ge-

staltung und Akzentuierung der Inhalte, sowie der primären Funktion der Introspektion zur zunehmenden Selbsterzählung nach und gegenüber einem „außen“. Damit einher gehen auch zunehmend erleichterte Narrationsformen, die Lebenserzählungen trotz leicht zu erreichender darstellerischer Freiheit doch inhaltlich standardisieren und formatieren. Tagebuchführung im Sinne einer medial gestützten Auseinandersetzung mit sich selbst wird damit in ein Spannungsfeld zwischen Selbstwahrnehmung und Selbstinszenierung, Fremderwartungen und -bewertungen sowie Plattformaffordanzen transformiert. Rückblicksfunktionen und die automatisierte Hervorhebung von Erinnerungen und erinnerungswürdigen Daten und Ereignissen aus dem Alltag und deren prominente Positionierung können die Art, wie tagebuchartige Dokumentation gepflegt wird, prägen oder persönliche Sinngewandlungen überschreiben (van Dijk, 2013; Rettberg 2009). Nicht zuletzt verändern sich unter zunehmend digitalen Medienbedingungen und in neuen Medienumgebungen, vor allem aber anhand neuer Mediengewohnheiten und lebensweltlich relevanter Nutzungspraktiken, auch grundlegend die Antworten darauf, was man eigentlich unter Tagebuch heute noch verstehen kann und inwiefern sich durch neue mediale Typen des Tagebuchs deren Charakteristika wandeln oder konservieren lassen, welche neuen Einblicke möglich werden oder worüber keine Information (mehr) gewonnen werden kann. Wenn etwa der Satiriker Jan Böhmermann seine gesammelten Mitteilungen, die er auf dem Kurznachrichtendienst Twitter von 2009 bis 2020 gesendet hat, als ein Twitter-Tagebuch veröffentlicht, kann das zur Reflexion anregen, inwiefern durch diese Dokumentation die oben genannten fünf Erkenntnisdimensionen von Tagebüchern realisiert werden können; aber auch, welche neuen Dimensionen der Quellenkritik zu beachten sind, um den speziellen Entstehungszusammenhang eines solchen „Tagebuchs“ einzuordnen.

Der hier stark verdichtet dargestellte Idealtypus des Tagebuchs als Quellenmaterial zeichnet sich inhaltlich durch die umfassende Gestaltungsfreiheit der Autorin/des Autors in Bezug auf Themenwahl und Gestaltung aus. Das Verfassen von Tagebüchern erfüllt für die Individuen zudem Funktionen im Hinblick auf Identitätsarbeit, Erinnerung und Dokumentation. Die subjektiven Beobachtungen, Kommentare und Gedanken

dienen der privaten Reflexion und Verarbeitung von Emotionen, sozialen Interaktionen und gesamtgesellschaftlichen Prozessen. Weil menschliche Subjekte immer auch Teil von Gesellschaft und Gemeinschaft sind, Bedeutungsaushandlung und Sinnstiftung notwendig an kulturell tradiertes Orientierungswissen und Interpretationsschemata gebunden sind, weisen Inhalte und Gestaltungsprinzipien kollektive, historisch spezifische Muster auf. Zentral ist hierfür die Norm des „recording life“, d.h. der geschichtlich variierenden Bedeutung von Individualität und kulturell etablierter Norm des privaten Schreibens. Die Modalität der Tagebuchinhalte sowie des gesamten materiellen Artefakts Tagebuch lässt soziokulturellen, globalen Wandel im Sinne von Mediatisierungseffekten erkennen.

Die historische Analyse nutzt das Tagebuch als Quellenmaterial, um anhand subjektiv reflektierter Praktiken der Bedeutungsaushandlung inmitten konkreter, historisch spezifischer soziokultureller Umwelten „echte“, „unverfälschte“ und „pure“ Zeitgeschichte zu rekonstruieren. Die historische Analyse untersucht konkrete Lebenswelten eines animal symbolicum, nutzt innere und äußere Aspekte von Sinnstiftung, um kollektive Muster sozialer Praktiken, explizites „knowing that“ und implizites „knowing how“ zu beschreiben.

Das Tagebuch als methodisches Instrument

Die historische Tagebuchanalyse steht in deutlichem Kontrast zum zweiten Idealtypus des Tagebuchs als *Analyseinstrument*. In der sozialwissenschaftlichen, medizinischen und psychologischen Forschung ist dieser Typus von Tagebuchanalysen in der Regel Bestandteil eines auf Triangulation ausgelegten Studiendesigns (u.a. Robles et al. 2013; Hepp et al. 2016; Lev-On & Lowenstein 2019; Sjöberg 2020). Im Rahmen solcher Studiendesigns werden Forschungstagebücher eingesetzt, um eine gezielte Datenerhebung zu konkret definierten Praktiken, Stimmungen oder Beobachtungen zu gewährleisten. Auswahl, Umfang, Frequenz und Modalität der im Tagebuch dokumentierten Daten wird dabei durch Erkenntnisinteresse der Forscher*innen und das Studiendesign vorgegeben. Das Tagebuch ist somit ein spezifisches analytisches Instrument, das mittels definierter Vorgaben für den thematischen Fokus der Inhalte, zur Frequenz der Tagebucheinträge und zur Dauer der

Tagebuchführung eine gezielte Datenerhebung ermöglicht. Die sich aus dem Analysedesign ergebenden Standardisierungsgrade für diese Tagebücher variieren beträchtlich und können – im maximalen Kontrast zu Tagebüchern als Quellenmaterial der historischen Forschung – etwa die Form von Einträgen numerischer Skalenwerte für vorgegebene, sich statisch wiederholende Fragen im Tagesrhythmus annehmen. Für Tagebücher als Analyseinstrumente gilt also, dass ihre *inhaltliche und ästhetisch-materielle Gestalt* sich aus der *spezifischen Funktion des Tagebuchs im Analyseprozess* ableitet.

Das Tagebuch im Analyseprozess

Tagebücher als Analyseinstrumente sind direkt in den Forschungsprozess eingebunden, d.h. die „Interessen und Fragestellungen der Forschung gehen [...] direkt in das Tagebuchmaterial ein.“ (Fuhs 2014, 263) Diese Tagebücher werden in Abhängigkeit von Erkenntnisinteresse, Forschungsfragen und Studiendesign vorstrukturiert und (teil-)standardisiert – sowohl bezogen auf die Tagebuchführung (u.a. Dauer, Frequenz der Einträge, thematische Vorgaben) als auch auf die inhaltliche und ästhetisch-materielle Gestalt des Tagebuchs (u.a. pen & paper, digital und mobil; offene, geschlossene Fragen; Skalenwerte). Als analytische Instrumente sind die Tagebücher auf die Erhebung von Informationen ausgerichtet, die im Zusammenspiel mit Daten aus weiteren Erhebungsverfahren (z. B. Interview, Netzwerkanalysen oder klinischen Tests) jene „umfassenden“ und „realen“ Einblicke in den Alltag ermöglichen. Beispielsweise nutzen klinische Studien „daily diaries“ um anhand von Skalenwerten Aspekte körperlichen Wohlbefindens und emotionaler Verfassung mit physiologischen Daten zu triangulieren (Robles et al. 2013), die soziologische Zeitbudgetforschung greift auf Tagebücher zurück um Häufigkeit und Dauer bestimmter Praktiken zu erheben (Berg & Düvel 2012, 77), medien- und kommunikationswissenschaftliche Studien nutzen Tagebücher um Mediennutzung zu quantifizieren (Hoplamazian et al., 2018; Lev-On & Lowenstein, 2019) oder Befunde aus qualitativen Interviews zu kontextualisieren (Hepp et al., 2016). Gerade in der Medien- und Kommunikationsforschung erfahren Tagebuchverfahren dabei eine weiterführende Differenzierung. Denn besonders quantifizierende Formen von Medientagebüchern, die also primär auf die Protokollierung der Medienzuwendung und Erfassung

von Zeitstrukturen und Zeitbudgets, welche auf spezifische Nutzungsformen entfallen, gerichtet sind, können einerseits durch automatisierte Logging-Verfahren teils ohne Aufwand der Nutzenden und genauer realisiert werden. Andererseits verlieren derartige Dokumentationen unter polymedialen Bedingungen und angesichts einer abnehmenden episodischen Nutzung, in der Zeit konkret einzelnen Medien zugewiesen wird, sowie angesichts zunehmend charakteristisch werdender permanenter Nutzungs- und Empfangsbereitschaft und der Vergleichzeitigung verschiedener Kommunikationsbeteiligungen an Aussagekraft. Aus diesem Grund gewinnen qualitative Formen von Medientagebüchern, die es ermöglichen, die Vielfalt des digitalen Medienalltags in Daten zu fassen, tendenziell an Bedeutung (Schwarzenegger, Wagner & Gentzel, im Erscheinen). Gemein ist diesen von Fall zu Fall durchaus stark variierenden Formen, dass die Tagebuchproduktion im Rahmen der analytischen Studie stattfindet und damit primär der kontrollierten empirischen Absicherung einer Forschungsdimension oder der Vervollständigung eines durch Triangulierung definierten Datenkorpus dient.

Die erhobenen Daten selbst wiederum changieren, wie die Beispiele klinischer Studien, Zeitbudgetforschung und Medien- und Kommunikationsforschung illustrieren, zwischen eher quantitativ orientierter Beobachtung und Protokollierung von Verhalten und Stimmungen zu festgelegten Zeitpunkten oder im Zusammenhang mit vordefinierten Ereignissen und, meist freier gestaltbaren, subjektiven Einschätzung, Bewertung oder Reflexion vorab definierter Diskurse, Emotionen oder sozialer Ereignisse. Grundsätzlich gilt für den Einsatz dieser Tagebuchform, dass die Analyse als „invasives Verfahren“, das „reaktive Daten“ produziert, zu charakterisieren ist,

„bei dem die Forschenden explizit Einfluss auf das Feld nehmen und die Handlungen und Wahrnehmungen der Untersuchten beeinflussen.“

(Bungard & Lück 1995, zitiert nach Fuhs 2007, 59)

Die Gütekriterien für diese Art von Tagebuchanalyse unterscheiden sich folglich von jenen der oben beschriebenen historischen Analyse, insofern sie auf die Adäquatheit des empirischen Instruments Tagebuch im Hinblick auf das all-

gemeine Erkenntnisinteresse, die Passgenauigkeit der konstruierten Tagebuchkategorien sowie die Nachvollziehbarkeit und Transparenz der Datensortierung und -interpretation orientiert sind. Ebenfalls relevant sind die allgemeinen Qualitätskriterien der quantitativen oder qualitativen Sozialforschung, denen die Tagebuchmethode als Einzelelement der Datenerhebung im Methodenmix der Gesamtstudie unterworfen ist. Entsprechend kann die Tagebuchmethode zum Beispiel im Hinblick auf Repräsentativität der Daten (Zusammenstellung des Samples) oder theoretische Sättigung (Abbruchkriterium der Datenerhebung) beurteilt werden.

Gemeinsam haben die unterschiedlichen Varianten der Forschung mit Tagebüchern, dass sich Ihre Qualität aus den allgemeinen Grundsätzen des jeweiligen Forschungsparadigmas ergibt und den entsprechenden formalen Bearbeitungsschritten folgt. Unterschiedlich ist dagegen der Fokus jener allgemeinen Kriterien: In der historischen Forschung wird zunächst die Eignung des Tagebuchs insgesamt kritisch in Frage gestellt, wobei Merkmale wie Authentizität, Willkürlichkeit und Überrest auf die Produktion des Quellenmaterials zielen, erst im zweiten Schritt geht es um die Angemessenheit der anzuwendenden Methoden der Tagebuchanalyse. Die Tagebuchmethode fokussiert ihre kritische Reflexion dagegen im ersten Schritt auf die Angemessenheit der Methode im Hinblick auf Erkenntnisinteresse, Forschungsfragen und Methodenmix, anschließend kommen die allgemeinen Gütekriterien für standardisierte und nicht standardisierte Analysemethoden zum Einsatz. Wir werden weiter unten diskutieren, inwiefern die Tagebuchmethoden von einer, bislang nur selten angewandten, kritischen Reflexion des Entstehungskontextes der Tagebücher und, vice versa, die historische Methode von einer zumindest formal gestuften Abfolge von Analyseschritten für die Tagebuchinhalte profitieren könnte.

Inhalte und ästhetische-materielle Gestalt des Tagebuchs

Das Analyseinstrument Tagebuch wird im Forschungsprozess konstruiert. Maßgeblich für das Design von Themenkategorien, die Festlegung von Form (Medialität) und Umfang sind analytische Überlegungen bezüglich Datenart, -menge und Analysezeitraum. In Anbetracht des breiten interdisziplinären Einsatzes verwundert es wenig, dass auch die Inhalte von Tagebüchern als Analyseinstrumente stark variieren.

Von grundlegender Bedeutung für das je konkrete Design des Analyseinstruments und in der Folge die Art der Tagebuchdaten, ist der gewählte Standardisierungsgrad. Ist das Tagebuch Instrument für eine standardisierte, quantitative Analyse, nehmen die Inhalte eher die Form kontinuierlich erstellter Listen und Protokolle an. Dem beschriebenen Zusammenhang von Funktion und Form folgend, akkumulieren solche Studien identisch designte Tagebücher, die von mehreren Menschen zeitlich orchestriert ausgefüllt wurden (Skalierungsstrategie). Die auf diese Weise erstellten Tagebuchinhalte sind im Hinblick auf Themen und Form bereits weitestgehend kohärent und können deshalb vergleichsweise unaufwändig statistisch aufbereitet und parametrisiert, die Zusammenhänge einzelner Variablen mittels Korrelations- und Regressionsrechnungen bestimmt werden. Ressourcenintensiv ist bei dieser Variante der Tagebuchforschung entsprechend – analog den beschriebenen Gütekriterien – das passgenaue Design des Tagebuchs und die statistisch saubere Verarbeitung der erhobenen Daten. Im Gegensatz zur Analyse von Tagebüchern als Quellenmaterialien sind hier die Arbeitsschritte der kritischen Prüfung von Authentizität, Bedeutung und Selektion der erhobenen Daten, der Konzeption von fallspezifisch angemessenen Analysemethoden nur wenig arbeitsintensiv oder gar obsolet.

Demgegenüber stehen Tagebücher als Instrumente nicht standardisierter Analysen bzw. qualitativer Verfahren. Gleichwohl auch hier die Funktion im Forschungsprozess das Design des Tagebuchs sowie Frequenz und Dauer der Tagebuchführung vorbestimmen, ist der Standardisierungsgrad deutlich geringer. Die Offenheit des Tagebuchdesigns kann sich in diesen Fällen sowohl auf die mediale Form der Tagebucheinträge (z. B. Schrift, Bild, Ton, Video; analog, digital) als auch deren Länge und Stil (z. B. metrisch, narrativ, protokollarisch, poetisch) beziehen. Mit abnehmendem Standardisierungsgrad steigt die Heterogenität der Inhalte an, wodurch sich wiederum Komplexität und Aufwand der Datensortierung erhöhen. Häufig zu beobachten ist in diesem Zusammenhang der Einsatz qualitativer Codierungsmethoden, die, analog etwa zur Auswertung von Interviewtranskripten, zur Strukturierung der unterschiedlichen Inhalte (z. B. subjektive Beobachtungen und Bewertungen innerer Zustände oder sozialer Phänomene, individuelle Interpretationen medialer Diskurse oder Reflexionen über Alltagsphänomene) not-

wendig werden – obgleich die Inhalte insgesamt durch standardisierte Kategorien immer schon vorstrukturiert sind. Ganz offensichtlich steigen also die individuellen Gestaltungsfreiheiten für die Produktion von Tagebuchinhalten mit abnehmendem Standardisierungsgrad des Tagebuchdesigns, was wiederum Auswirkungen auf Umfang und Intensität der Auswertungsarbeit hat.

Tagebücher als Analyseinstrumente lassen sich im Rahmen standardisierter und nicht standardisierter Studien einsetzen. In beiden Fällen werden die Tagebücher entsprechend der Erkenntnisinteressen und des Studiendesigns durch die Forschung konstruiert. Diese vorstrukturierten Tagebücher werden schließlich über definierte Zeiträume und in vorgegebener Frequenz von Studienteilnehmer*innen geführt, wobei unterschiedliche Freiheitsgrade ermöglicht werden. Zweifelsohne haben die Freiheitsgrade Auswirkungen auf die Tagebuchinhalte respektive die Forschungsdaten, die von beobachtbaren Verhaltensdaten (z.B. metrische Protokolle) bis zu Einblicken in Prozesse subjektiver Bedeutungszuweisungen und Sinnstiftung reichen können. Kongruent sind Tagebücher als Quellenmaterial und offene, wenig standardisierte Tagebücher als Analyseinstrumente dennoch nicht. Grenzen der Annäherung dieser beiden Arten bestehen dabei nicht nur hinsichtlich der beschriebenen Aspekte Designmacht, Form des Tagebuchs/der Tagebuchführung (z.B. Medialität, Dauer, Häufigkeit) sowie der analytischen Arbeit, sondern auch ganz grundsätzlich für die Inhalte.

Vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit erfährt etwa die Frage nach der Bedeutung von Funktion und Motivation des Tagebuchschreibens für Komposition und Art der Inhalte. Wir haben gezeigt, dass Tagebücher als Überreste und unwillkürliche Quellen immer auch eine Funktion für das schreibende Subjekt erfüllen. Dies ist – sieht man vom Ideal des gesellschaftlichen Wissenszuwachses oder materieller Entlohnung für eine Studienteilnahme ab – für die hier besprochene Variante der Tagebücher in der Regel nicht der Fall. Bezieht man in die Überlegungen nun noch den Befund ein, dass Tagebuchschreiben im Zusammenhang mit einer Kultur des „recording life“, mit der gesellschaftlich anerkannten Bedeutung von Individualität und der Kulturtechnik des Schreibens sowie Mediatisierungsprozessen steht, verliert diese Funktionslosigkeit des Tagebuchs für das Individuum, der Austausch von intrinsischer Motivation durch extrinsische

Motivation den Status einer Petitesse. Anders ausgedrückt: Die Inhalte eines Tagebuchs, das zu „therapeutischen Zwecken“ geschrieben wird (Kaun 2010, 142) unterscheiden sich von jenen, die für eine Forschungsstudie im Tausch für Incentives erstellt werden.

Zielt das Erkenntnisinteresse einer Studie auf Prozesse der Sinnstiftung und Bedeutungsaus-handlung, die Bedeutung des schreibenden Erzählens für die konkreten Individuen, sind etablierte mediale Praktiken (z.B. analog, digital; Schrift, Bild) und Alltagsrhythmen zu beachten. Die historische Forschung argumentiert, dass für „authentische“ und „echte“ Befunde einer Tagebuchanalyse die intrinsische Motivation zu Stift und Papier zu greifen, Inhalte selbst zu wählen und frei zu gestalten essentiell ist. Die reaktive und invasive Tagebuchmethode kann diese Bedingung nicht erfüllen. Die empirische Erfahrung zeigt aber, dass es im Kontext der Anwendung von Tagebuchstudien durchaus positive Auswirkungen auf die Teilhabemotivation haben kann, wenn die Studienteilnehmer*innen davon ausgehen, dass sie durch die Auseinandersetzung im Tagebuch auch etwas über sich selbst erfahren werden und Einblicke in ihnen sonst teils selbst verborgen bleibende Routinen und Regelmäßigkeiten ihres Alltags zu finden bzw. sonst oftmals unausgesprochene Gedanken teilen zu können (Kaun & Schwarzenegger 2014; Wagner 2020). Das Design des Analyseinstruments Tagebuch kann tradierten Alltagspraktiken entsprechend auch näher oder ferner sein. Insbesondere nicht standardisierte Verfahren mit offenen Tagebuchdesigns sollten Medialität und Kategoriendesign deshalb nicht gänzlich unabhängig von den Studienteilnehmer*innen bestimmen. So legt die vergleichende Methodenreflexion nahe, dass z. B. Jugendliche die ihr Leben vorrangig mittels Sozialen Medien wie Instagram, Tik Tok oder Facebook „schreiben“ von textlastigen, pen & paper Tagebuchinstrumenten stärker herausgefordert und damit eher überfordert werden (Kaun 2010, 143). Umgekehrt kann sich hingegen für Untersuchungsgruppen, deren Alltag nur eine sehr eingeschränkte Nutzung von Smartphones oder Computern beinhaltet, eine durch diese Mittel technologisch unterstützte Tagebuchstrategie in der Erhebung, als nachteilig erweisen.

In eine ähnliche Richtung weisen jene Befunde, die einerseits einen deutlichen Rückgang des „klassischen“ Tagebuchschreibens unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen konstatieren

(Fuhs 2014, 264), andererseits das Entstehen neuer digitaler Tagebuchformate in Form von Webseiten wie „Open Diary“ oder Blogs beschreiben (Rettberg 2016, 4-5). Untersuchungen zur Entwicklung solcher „online diaries“ verweisen zudem auf die Transformation der Inhalte digitaler Tagebücher im Zusammenhang mit der Kommerzialisierung des Internets und der automatisierten, algorithmischen Erstellung von Dokumentationen (z. B. Facebooks Timeline, Apples Foto Rückblicke). Kennzeichnend für diese Veränderungen ist demnach eine Orientierung der reflexiv hergestellten, im Tagebuch festgehaltenen Erinnerung an quantitativen Daten (u.a. Orte und Zeitpunkte, zurückgelegte Distanzen, Fitnesskennzahlen), die an die Stelle von resonanten, eher emotionalen oder intellektuell herausfordernden Erlebnissen tritt (Rettberg 2016, 10-11). Auch aus dieser Perspektive betrachtet ist es ratsam, die sich aus der Forschungslogik ergebenden Anforderungen an die zu erhebenden „Daten“ eng mit dem Design des analytischen Instruments Tagebuch zu verknüpfen. Nicht in jedem Fall scheint das ein oder andere Versprechen digitaler Tagebuchmethoden, das aus automatisiert erhobenen Georeferenzen und Zeitmessungen sowie ereignis- oder zeitbasierten Blitzumfragen direkt jene „puren“ Einblicke in „reale“ Alltage abgeleitet werden könnten, überzeugend bzw. gewinnbringend im Sinne des eigenen Studienziels (bezogen auf Experience Sampling Method z. B. Hampton 2017; auf digitale Tagebuchmethoden allgemein z. B. Hoplamazian et al., 2018; Lev-On & Lowenstein, 2019). Wie reale Tagebücher, so sind auch Tagebücher als methodische Instrumente Entwicklungen und aktuellen Moden unterworfen – die technische Machbarkeit oder das Vorhandensein von bestimmten Features in der Forschungssoftware sollte dabei aber nicht zum bestimmenden Kriterium werden.

Als wichtiges Element der Forschung mit Tagebüchern ist laut der historisch geschulten Quellenkritik schließlich deren privater, intimer Charakter einzustufen. Tagebücher, die als Quellenmaterial benutzt werden, sind in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle dezidiert nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen – und auch nicht für die wissenschaftliche Analyse produziert wurden. Betrachtet man das Tagebuch als Kommunikat, dann sind jene Tagebücher als eine Form mediatisierter Selbstreflexion, private Beobachtung und innere Dialoge, als Dokumente mit mnemotechnischer Funktion

beschreibbar. Auch die bereits angeführten Studien zur Veränderung des Tagebuchschreibens im Internet bezeugen die Bedeutsamkeit dieses Aspekts, indem sie verschiedene Strategien der Anonymisierung oder der klaren technischen Beschränkung potentieller Leserkreise anführen (Rettberg, 2016). Tagebuchmethoden tragen diesem Aspekt allein in Form von Anonymisierungen und der Beschränkung des Zugriffs auf die Tagebücher für die Forscher*innen Rechnung. Auch hier scheinen die forschungspraktisch effektivsten Strategien im Hinblick auf die Datenqualität oftmals nicht ausreichend reflektiert zu werden.

Dialog

Ausgangspunkt unserer Überlegungen war die Feststellung, dass unabhängig von Erkenntnisinteresse, Disziplin oder Studiendesign der Einsatz von Tagebüchern mit dem Einnehmen einer „Alltagsperspektive“, dem Erheben „purer, echter oder authentischer“ Daten gleichgesetzt wird. Die Konsultation einschlägiger Studien hat gezeigt, dass die Reflexion darüber, was echte Daten sind und was eine Alltagsperspektive ausmacht, genauso vernachlässigt wird wie das Fragen danach, was ein Tagebuch ausmacht und welche Inhalte welche analytischen Schlüsse erlauben (u.a. Kaun 2010, 134; Berg & Düvel 2012, 78). Für die Aufarbeitung der unterschiedlichen Facetten von Tagebuch und Tagebuchanalysen haben wir den maximalen Kontrast des Umgangs mit Tagebüchern als Quellenmaterialien in der historischen Forschung und der die gesamte, quantitative wie qualitative Studien umfassende Bandbreite der Tagebücher als Analysemethoden genutzt. Ziel ist es nun, die durchaus beträchtlichen Unterschiede miteinander in Beziehung zu setzen.

Ausgangspunkt hierfür ist eine Minimaldefinition des Tagebuchs als ein Medium, mit dem die Autorin oder der Autor typischerweise in chronologischer Abfolge Informationen über sich und seine Lebenswelt mittels Symbole festhält. Die Wahl von Medium, Symbolen und Informationen steht im Zusammenhang mit kulturellem und gesellschaftlichem, medialem und kommunikativem Wandel, d.h. von Prozessen der Mediatisierung im Sinne von Friedrich Krotz (Krotz 2001). Von herausragender Bedeutung für das Verfassen von Tagebüchern ist die historisch unterschiedlich ausgeprägte Norm

| | TAGEBUCH ALS ANALYSEINSTRUMENT | TAGEBUCH ALS QUELLENMATERIAL |
|---------------------------------|---|---|
| Begründung für Methodenwahl | <ul style="list-style-type: none"> • Generell: Erfassung von Kontexten, „Realität“ • Spezifisch für Medientagebücher heute: Alltag im Wandel (Mediatisierung); Ubiquität mobiler Medien; grundlegende Transformation von Medien, Identität, Alltag, Sozialisation, sozialen Beziehungen etc. • Häufig genannte Eigenschaften: Authentizität, Realität, unverfälscht, pur | |
| Tagebuch: Analyseprozess | <ul style="list-style-type: none"> • Konstruiertes Instrument zur gezielten Datenerhebung • Tagebuch meist eine Erhebungsmethode unter vielen, Triangulation • Analyselogik: quantitativ, statistische Evidenzen (Aggregation von Einzeldaten; Verteilungen) oder qualitative Analysen | <ul style="list-style-type: none"> • Quellenmaterial („externe“ Analyseinstrumente werden benötigt) • Tagebuch zentrales Material, Quellenkritik, „externe“ Kontextualisierung • Muster müssen erst identifiziert werden, schwer und nur in Teilen quantifizierbar • Analyselogik: qualitativ, ethnografisch, hermeneutisch; dichte Beschreibung, Kontextsensibilität |
| Tagebuch: Alltag | Reaktiv; invasiv (Forscher*in beeinflusst Handlungen, Wahrnehmungen, Alltag) | nonreaktiv (Tagebuch wurde „für sich“ geschrieben; nicht für Forschung/Analyse produziert) |
| Tagebuch: Verfasser*in | Dienstleistung für Forschung (extern); Wert für Ersteller = Incentives | selbst hergestelltes Werk; hat eigene Funktion für Verfasser*in (emotional, psychisch; Dokumentation und Erinnerung) |
| Inhalt | <ul style="list-style-type: none"> • Chronologische Aufnahme ausgewählter Daten (v.a. Zeit, Ort, Zweck) • Eingeschränkte Offenheit der Daten (häufig vorgegebene Form, monomodal) • i. d. R. definierte Dauer der Tagebuchführung (meist zwischen 24 h und 2 Wochen) | <ul style="list-style-type: none"> • Chronologische Ordnung der Tagebucheinträge • Meist periodisch konstante Einträge (v.a. täglich bis wöchentlich, auch ereignis-/handlungszentriert möglich) • Inhalte frei, umfassend (berufl., intim, Mediennutzung, Zeitgeschehen etc.), multimodal (u.a. Fotos, Zeichnungen) • Offene, i.d.R. lange bis sehr lange Dauer der Tagebuchführung (z.B. „Kindheit“, „Jugend“, „Reisen und Urlaube“ bis lebenslang) |
| Tagebuch als Kommunikat | <ul style="list-style-type: none"> • Dokumentationen für definiertes Forschungsprojekt • Aggregation mit anderen Tagebuch-Daten • Anonymisierte Verwertung durch Dritte | <ul style="list-style-type: none"> • i.d.R. nicht öffentlich oder (insb. bei online Tagebüchern) anonymisiert, intra-personale Kommunikation • Wenn veröffentlicht: individuelles Zeugnis der Zeitgeschichte |
| Kulturbedingtheit des Tagebuchs | <ul style="list-style-type: none"> • Technologie/Materialität des Tagebuchs entsprechend Forschungsdaten/ Studiendesign | <ul style="list-style-type: none"> • Technologie/Materialität des Tagebuchs entsprechend jeweiliger Kommunikations-/Medienkultur • Bestimmte (westliche) Vorstellung von Identität und Kultur des „recording life“ (Festhalten und Aufnehmen von Menschen, Dingen und Geschehnissen im Wandel der Zeit) |

des „recording life“ (Rettberg 2016, 2), die das Zusammenspiel kultureller Vorstellungen von Individualität, dem Wandel von Kulturtechniken zur Kommunikation, medientechnische Veränderungen und dem Bedeutungswandel autobiografisch relevanter Informationen umfasst. Auch die Verwendung von Tagebüchern in der Forschung ist, obgleich häufig unreflektiert, in diese komplexen Wechselverhältnisse eingebunden. Wir werden dies nun nochmals fokussiert anhand des Zusammenhangs von *Standardisierung und Datenqualität* diskutieren und für die *Analyseprozesse* reflektieren.

Tagebücher als Quellenmaterialien wurden weiter oben als „Schwämme“ charakterisiert, die verschiedenste Inhalte aufnehmen und folglich eine enorme Datenvielfalt bereithalten. Die historische Quellenkunde beschreibt diese Vielfalt, wie wir dargelegt haben, mit dem Bild „überlappender konzentrischer Kreise“ aus Daten zum „Innenleben des Autors“, der „privaten Umwelt“, den persönlichen „Auswirkungen historischen Ereignisse“, der „selektive Wahrnehmung und dem Nachdenken“ von/über diese Ereignisse und die damit verbundenen „Gefühle“, wodurch sich „das Allgemeine im Subjektiven spiegelt“ (Hüttenberger 1992, 31). Der Einsatz von Tagebüchern als Analyseinstrumenten übernimmt die Schlussfolgerung (das Allgemeine dokumentiert sich im Subjektiven), manipuliert aber das Zusammenspiel der „konzentrischen Kreise“ durch Standardisierungsmaßnahmen bzw. Anleitung und Instruktion. Tagebücher werden als Instrumente der Datenerhebung in Abhängigkeit vom Erkenntnisinteresse und (auf Triangulation ausgelegtem) Studiendesign konstruiert, d.h. es wird festgelegt, welches Medium als Tagebuch genutzt wird, wie oft und wie lange das Tagebucheinträge vorgenommen werden, welcher „konzentrische Kreis“ mithilfe welcher Daten abgebildet werden soll. Damit verbunden sind zwangsläufig Einschnitte für die Gestaltungsfreiheit der Tagebuchautor*innen (reaktive Daten) sowie die Manipulationen der Beobachtungen, Gedanken und Gefühle (invasive Methode). Transformiert wird damit auch die Motivation zum Schreiben eines Tagebuchs (extrinsisch statt intrinsisch) und dessen Funktionen im Leben der Autor*in (z.B. Erhalt von Incentives statt Therapie).

Aufgrund forschungspraktischer (Ressourcen), disziplinärer und methodischer (standardisierte, nicht standardisierte Methoden) Gegebenheiten sind gewisse Standardisierungen bzw. Forma-

lisierungen schlicht unumgänglich. Allerdings sollte das Tagebuchdesign sensibel gestaltet, die dadurch vorstrukturierte Datenerhebung (im Methodenmix) im Hinblick auf die Datenart gründlich reflektiert werden. Die Pole sind hier mit Daten äußerlicher Verhaltensbeobachtung (z. B. tracking von Orten, Zeiten) und punktuellen Einblicken in sozial und kulturell gebundene Sinnstiftungsprozesse (Reflexion, Diskursbeobachtung) besetzt. Das Design des Tagebuchs (in Verbindung mit anderen Forschungsmethoden) kann Kategorien für die Erhebung beider Datenarten enthalten, sollte dies aber im Designprozess eingehend kritisch reflektieren, um bspw. die Sortierung quantitativer Daten nicht mit Interpretationen gleichzusetzen und als „qualitativen“ Forschungsbefunde auszugeben. Gleichzeitig lassen sich die zu generierenden Daten in Tagebüchern als methodisches Instrument an zentralen Merkmalen von echten Tagebüchern orientieren, damit die jeweils mit dem Methodeneinsatz verfolgten Forschungsziele auch bestmöglich beantwortet werden können. Die konkreten Anwendungsszenarien können dabei so vielgestaltig ausfallen, wie ihre Einsatzzwecke vielfältig sind.

Von herausragender Bedeutung für den sinnvollen Einsatz von wenig standardisierten, offenen Tagebuchdesigns können sich schon Kenntnisse der alltäglichen Lebenswelt der Studienteilnehmer*innen erweisen. Die gewählte Medienart und die vorgegebene Dokumentationsweise sollten möglichst nahtlos an die Gewohnheiten der Teilnehmer*innen anschließen, um nicht schon auf dieser Ebene einen Bruch mit der „Alltagsperspektive“ zu riskieren. So scheint es, wie oben angedeutet, auf den ersten Blick etwa plausibel, Jugendliche mit digitalen Tagebuch-Apps, die das Einbinden von Fotos und Links ermöglichen, auszustatten, dagegen für Senioren möglicherweise eher „klassische“, schriftlastige pen & paper Formate zu wählen. Da es in der Verwendung von Tagebuchstudien jedoch häufig gerade darauf abzielen, die gewohnten Kommunikationspraktiken und etablierten Medientechnologien sowie den Technologien zugewiesene Bedeutungen und Funktionen (Polymedia, Media Ideologies) zu erheben, können diese Vorkenntnisse in der Regel nur annäherungsweise oder auf Plausibilität gründen angenommen werden. Qualitativ orientierte Tagebücher sollten durch ihre Gestaltung Raum für Überraschungen und

Entdeckungen lassen und diesen auch bewusst stimulieren.

Schließlich sei hier an jene Dimensionen des „recording life“ erinnert, die auf gesellschaftliche Prozesse und kulturell geteilte Normen abzielen. So nimmt das Angebot kommerzieller, auf quantitativen Daten basierender Tagebuch-Apps, die algorithmischer Daten verknüpfen und automatisch „Rückblicke“ oder „Timelines“ zusammenstellen zu. Gleichzeitig legen jüngere Tagebuchstudien die Vermutung nahe, dass die autobiografische Rekonstruktion von Erlebnissen durch Jugendliche heute eng mit quantifizierenden Trackingtechnologien verknüpft ist (Rettberg 2016). Die sich hieraus ergebenden Verlockungen des vereinfachten Zugriffs auf „echte Daten“ und einer ununterbrochenen Alltagsdokumentation sind auch für die Forschung groß – sollten aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass allein damit (ohne etwa eine vergleichende Perspektive) Prozesse der Bedeutungsaushandlung und Sinnstiftung nicht analysiert werden können.

Instruktiv ist weiterhin die vergleichende Betrachtung von Analyseprozessen bei der Forschung mit Tagebüchern. Während die historische Forschung differenzierte Kriterien für die Validität von Tagbuchdaten bereithält, deren Codierung aber weitgehend einzelfallspezifisch erfolgt, bietet die sozialwissenschaftliche Methodologie detaillierte Arbeitsschritte zur Sicherung von Transparenz in der Analyse, ein reichhaltiges Reservoir von Analyseinstrumenten, -strategien und -verfahren an. Ein wichtiger Aspekt sei hierzu aber noch angesprochen. Unsere Ausführungen zu Tagebüchern als Methode waren vorwiegend auf die Datengenese gerichtet. Ein Fokus, den viele Methodendiskussionen insbesondere zur qualitativen Forschung teilen, während Auseinandersetzungen mit den Analysemöglichkeiten und konkreten Verfahrenswegen selten sind (Scheu 2018). Wir haben dazu gefragt, wie durch die Gestaltung von Tagebüchern die Gelingenswahrscheinlichkeit erhöht werden kann, um einen dem Untersuchungsziel gerecht werdenden Einblick in die kommunikativen Alltagswelten der Studienteilnehmer*innen zu eröffnen. Hier fragten wir auch, inwiefern echte

Tagebücher dabei als Inspirationsquelle genutzt werden können, um ihre charakteristischen Stärken auch in der empirischen Nutzung aktivieren zu können. Ganz neue Herausforderungen können sich je nach Gestaltung der Tagebücher dann auch entsprechend für die Analyse bzw. vergleichende Auswertung der so generierten Daten ergeben. Je geringer Standardisierungsgrade sind und je größer damit individuelle Spielräume werden, desto herausfordernder kann dies für die Analyse sein. Das betrifft die thematische Fokussierung, in der in viel Material letztlich verhältnismäßig wenig konkret auf Forschungsinteressen gerichtete Erkenntnis enthalten sein kann. Mehr aber noch auf die möglicherweise zu erwartende und dann zu bewältigende Heterogenität des Datenmaterials. Multimodalität und variable Medialität sowie Materialität von Tagebüchern wurden von uns als Stärken eingeführt, die dem Ziel, in das Innere von Lebenswelten vorzudringen angemessen sein kann. Allerdings sind bunte und eventuell von Teilnehmerin zu Teilnehmer variierende Datenniveaus, Datenqualitäten und Datenmodi (etwa Kombinate aus Audionachrichten, Text- und Bildelementen innerhalb eines oder über mehrere Tagebücher hinweg) in der Analyse schwierig zu bewältigen. Eine Reduktion der so generierten lebensnahen Datenvielfalt zum Zwecke der einfacheren Analyse würde aber den Aufwand in der Datenerhebung und den Zielsetzungen der Alltagsnähe konterkarieren.

Eine Patentlösung zur Analyse von methodisch angeleitet entstandenen Tagebüchern schließlich kann es nicht geben. Je nach Untersuchungszweck und in Anpassung an die jeweils zu Befragenden ist es nötig, schon bei der Studienplanung die potenziell entstehende Verschiedenartigkeit von Daten einzukalkulieren und Überlegungen zu adäquaten Analysestrategien anzustrengen. Entsprechend sind Tagebuchverfahren sowohl als Quelle wie als auch Methode ausgehend vom konkreten Entstehungs- und Generierungskontext bis hin zu ihrer konkreten Auswertung und dem jeweiligen (wissenschaftlichen) Verwertungszusammenhang zu denken.

Bibliographie

- Abrath, G. (1994). *Subjekt und Milieu im NS-Staat. Die Tagebücher des Pfarrers Hermann Klugkist Hesse 1936-1939*. Göttingen.
- Berg, M. (2017). *Kommunikative Mobilität*. Wiesbaden.
- Berg, M., & Düvel, C. (2012). Qualitative media diaries: An instrument for doing research from a mobile media ethnographic perspective. In: *Interactions: Studies in Communication & Culture*, 3 (1), S. 71-89.
- von Brandt, A. (1992). *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*. 13. Aufl. Stuttgart.
- Das Tagebuch der Anne Frank* (1955). Frankfurt am Main.
- de Tocqueville, A. (2001). *Über die Demokratie in Amerika* (hrsg. von J. P. Mayer), Stuttgart.
- van Dijck, J. (2013). 'You have one identity': performing the self on Facebook and LinkedIn, Media. In: *Culture & Society*, 35(2), S. 199-215.
- Droysen, J.G. (1958). *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*. 3. Aufl. München.
- Fuhs, B. (2014). Medientagebuch – chronografische Methode. In: Tillmann, A., Fleischer, S. & Hugger, K-U. (Hg.), *Handbuch Kinder und Medien*. Wiesbaden, S. 259-271
- Gentzel, P. (2009). *Ausgrenzung – Kommunikation – Identität. Gesellschaftliche und subjektive Wirklichkeit in den Tagebüchern Victor Klemperers*. Berlin.
- Hampton, K. N. (2017). Studying the Digital: Directions and Challenges for Digital Methods. In: *Annual Review of Sociology*, 43, S. 167-188.
- Heer, H. (1997.) *Im Herzen der Finsternis. Victor Klemperer als Chronist der NS-Zeit*. Berlin.
- Heinzel, F. (Hg.) (2012). *Methoden der Kindheitsforschung: Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive*. Weinheim & München.
- Hepp, A., Roitsch, C., & Berg, M. (2016). Investigating communication networks contextually. Qualitative network analysis as cross-media research. In: *MedieKultur, Journal of media and communication research*, 32 (60), S. 87-106.
- Hockerts, H. G. (2001). Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Gschichtswissenschaft. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 28, S. 15-30.
- Hoplamazian, G. J., Dimmick, J., Ramirez Junior, A. & Feaster, J (2018). Capturing mobility: The time-space diary as a method for assessing media use niches. In: *Mobile Media & Communication*, 6 (1), S.127-145.
- Hüttenberger, P. (1992). Tagebücher. In: Rusinek, B. A. (Hg.). *Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Neuzeit*. Paderborn.
- Iida, M., Shrout, P., Laurenceau, J. P., & Bolger, N. (2012). Using diary methods in psychological research. In: Cooper, H. (Hg.), *APA handbook of research methods in psychology: Foundations, planning, measures and psychometrics*. Washington, S.277-305
- Kaun, A. (2010). Open-Ended Online Diaries: Capturing Life as It Is Narrated. In: *International Journal of Qualitative Methods*, 9 (2), S. 131-148.
- Kaun, A. & Schwarzenegger, C. (2014). „No media, less life?“ Online disconnection in mediated worlds. In: *First Monday*, 19 (11). doi:10.5210/fm.v19i11.5497
- Krotz, F. (2001). *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns*. Wiesbaden.
- Krotz, F. (2008). Kultureller und gesellschaftlicher Wandel im Kontext des Wandels von Medien und Kommunikation. In: Thomas, T. (Hg.), *Medienkultur und soziales Handeln*. Wiesbaden, S. 43-62.
- Laqueur, R. (1992). *Schreiben im KZ. Tagebücher 1940-45*. Bremen.
- Lev-On, A., & Lowenstein-Barkai, H. (2019). Viewing diaries in an age of new media: An exploratory analysis of mobile phone app diaries versus paper diaries. *Methodological Innovations*, S. 1-9.
- Opgenoorth, E. & Schulz, G. (2001). *Einführung in das Studium der Neueren Geschichte*. Stuttgart.
- Rettberg, J. W. (2016). "Online Diaries and Blogs." In: Ben-Amos, B. & Ben-Amos, D. (Hg.), *The Diary*. Bloomington. 2017, Pre-print.
- Rettberg, J. W. (2009). 'Freshly Generated for You, and Barack Obama': How Social Media Represent Your Life. In: *European Journal of Communications*, 24 (4), S. 451-466.
- Robles, T. F., Reynolds, B. M., Repetti, R. L. & Chung, P. J. (2013). Using daily diaries to study fa-

- mily settings, emotions, and health in everyday life. In: *Journal of Social and Personal Relationships*, 30 (2), S. 179-188.
- Scheu, A. M. (2018). *Auswertung qualitativer Daten: Strategien, Verfahren und Methoden der Interpretation nicht-standardisierter Daten in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden.
- Schwarzenegger, C., Wagner, A. & Gentzel, P. (im Erscheinen). Der Datenvielfalt des digitalen Alltags habhaft werden. Konzeptualisierungen und empirische Anwendungsszenarien von Medientagebüchern. In: C. Lohmeier & T. Wiedemann (Hg.), *Datenvielfalt: Potenziale und Herausforderungen*. Wiesbaden.
- Sjöberg, U. (2020). Understanding childrens and young adolescents media practices: Reflections on methodology. In: *Nordic Journal of digital literacy*, 5 (1), S. 7-21.
- Wagner, A. (2020). *Satire und Alltagskommunikation: Kontexte, Konstellationen und Funktionen der Kommunikation zu satirischen Medieninhalten in der mediatisierten Alltagswelt*. Diss., Universität Augsburg.
- Deutsch, W. (2001). Aus dem Kinderzimmer in die Wissenschaft. Entwicklungspsychologische Tagebuchstudien. In: Behnken, I. & Zinnecker, J. (Hg.), *Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte – Ein Handbuch*. Seelze-Velber, S. 340-351.
- Wildt, M. (1997). Angst, Hoffen, Verzweifeln. Victor Klemperer und die Verfolgung der deutschen Juden 1933 bis 1941 (S. 49–72). In: Heer, H. (Hg.), *Im Herzen der Finsternis. Victor Klemperer als Chronist der NS-Zeit*. Berlin.

Peter GENTZEL

Prof. Dr.ist seit September 2019 Juniorprofessur für Digitale Transformation der Medienkommunikation im Department Medienwissenschaften und Kunstgeschichte der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Magister-Studium der Kommunikation- und Medienwissenschaft, Politikwissenschaft und Philosophie an der Universität Leipzig. Seine Promotion erfolgte an der Universität Erfurt mit der Arbeit *Praxistheorie und Mediatisierung. Grundlagen, Perspektiven und eine Kulturgeschichte der Mobilkommunikation*. Peter Gentzel ist seit 2018 zweiter Sprecher der Fachgruppe Soziologie der Medienkommunikation der DGPK und Sprecher des Forschungsverbundes „Die digitale Stadt“ (digista.de). Seine Forschungsschwerpunkte liegen u.a. in den Bereichen Soziologie und Kultur digitaler Kommunikation, kritische Kommunikations- und Medienforschung sowie Digitalisierung urbaner Räume.

Christian SCHWARZENEGGER

Dr., ist Akademischer Rat a.Z. am Institut für Medien, Wissen und Kommunikation der Universität Augsburg. Aktuell Gastprofessor am Fachbereich Kommunikationswissenschaft (Abteilung Kommunikationstheorien und Öffentlichkeiten) an der Universität Salzburg. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Medien- und Öffentlichkeitswandel, Mediennutzung im digitalen Wandel, kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung sowie qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung.
E-Mail: christian.schwarzenegger@phil.uni-augsburg.de

Anna WAGNER

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Medien, Wissen und Kommunikation an der Universität Augsburg. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Gesundheitskommunikation, (politische) Unterhaltung, interpersonale Kommunikation (insb. unter Digitalisierungsbedingungen), sowie quantitative und qualitative Methoden. Im November 2020 hat sie ihre Promotion im Fach Kommunikationswissenschaft zum Thema Satire und Alltagskommunikation abgeschlossen.

Research Corner

„Mutti, Mutti, wie weit bist Du doch von mir entfernt.“

Tagebuchschreiben im KLV-Lager zwischen politischer Instrumentalisierung und individueller Praxis (1940-1945)

Veronika Siegmund

Abstract

Die in der Folge präsentierte Masterarbeit befasst sich mit der politischen Instrumentalisierung der jugendlichen Tagebuchkultur im Nationalsozialismus, die sich unter anderem in diversen Erziehungseinrichtungen vollzog: Kinder und Jugendliche wurden hier von Lehrkräften bzw. HJ-FührerInnen instruiert, regimetreue diaristische Aufzeichnungen zu verfassen. Im Zentrum der Mikrostudie steht das kollektive Tagebuchschreiben in den Lagern der *Erweiterten Kinderlandverschickung* (KLV). Zunächst wird basierend auf NS-Publikationen der Frage nachgegangen, welche thematischen Aspekte KLV-Tagebücher nach Vorstellungen der OrganisatorInnen der KLV idealerweise aufweisen sollten. Anhand der Tagebücher zweier Mädchen wird dann – unter Anwendung der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring – exemplarisch untersucht, inwiefern die auf den Inhalt der Diarinen bezogenen Forderungen des NS-Regimes in der Tagebuchpraxis der KLV-Lager Umsetzung fanden. Dabei wird von der These ausgegangen, dass die beiden Schreiberinnen ihre Aufzeichnungen auch zu nicht vorgesehenen individuellen Zwecken nutzten.

Einflussnahme auf die jugendliche Tagebuchkultur im Nationalsozialismus

Das nationalsozialistische Erziehungssystem war darauf ausgerichtet, als *erziehungswürdig* eingestufte Mädchen und Burschen möglichst ganzheitlich zu erfassen.¹ Sie sollten in all ihren Lebens- und Erfahrungsbereichen mit der nationalsozialistischen Weltanschauung konfrontiert werden und aufbauend darauf eine systemaffine Denk- und Handlungsweise entwickeln. Das Streben nach einer ideologischen Durchdringung der *deutschen Jugend* manifestierte sich in der Gleichschaltung bestehender und der Errichtung neuer Erziehungseinrichtungen, spiegelte sich aber auch in einer speziell auf ein junges Publikum ausgerichteten „propagandistischen

Medienarbeit“ wider (Benecke 2013, 73). Das Spektrum medialer Mittel war dabei breit gefächert: Neben Jugendbüchern und -zeitschriften sowie den zu diesem Zeitpunkt noch sehr jungen Massenmedien Film und Rundfunk avancierte unter nationalsozialistischer Herrschaft auch das Tagebuch zu einem Faktor politischer Mobilisierung und Indoktrination.

Die politische Vereinnahmung des Tagebuchs im Nationalsozialismus wurde bereits in mehreren historischen und literaturwissenschaftlichen Studien beleuchtet, wobei aufgezeigt wurde, dass diese unterschiedliche Dimensionen umfasste (Schäfer 1981, 106f; Zur Nieden 1993, 59; Hämmerle 2013, 269). Auf der einen Seite versorgte man die Bevölkerung mit einschlägigen Texten in Tagebuchform – bspw. mit Aufzeich-

¹ Die NS-Pädagogik basierte auf einer rigorosen Ausgrenzungsideologie: Menschen, die gemäß der Nürnberger Gesetze als *nichtarisch* galten, physisch oder geistig beeinträchtigt waren oder sich willentlich dem System widersetzen,

galten als *nicht erziehungswürdig* bzw. *unerziehbar* und waren vom nationalsozialistischen Erziehungsanspruch ausgeschlossen (Bailer-Galanda 2010, 51f).

nungen aus der *Kampfzeit*² des Nationalsozialismus oder Tagebüchern, die eine regimetreue Haltung propagierten (Steuer 2015, 103f). Auf der anderen Seite drängte man *Systeminvolvierte*³ dazu, selbst diaristisch tätig zu werden.

Einen Höhepunkt erreichten derartige Aktivitäten während des Zweiten Weltkriegs, als das NS-Regime die an der Front kämpfenden Soldaten, aber auch die übrige Bevölkerung, mittels Schreibaufrufen und vorgedruckten Tagebüchern dazu animierte, Kriegstagebücher anzulegen, die zu einer „heroisierenden Geschichtsschreibung des Zweiten Weltkrieges“ beitragen sollten (Zur Nieden 1993, 59).

Der Appell der NS-Propaganda diaristische Aufzeichnungen zu verfassen, richtete sich auch an Kinder und Jugendliche (Hämmerle 2006, 34). In unterschiedlichen Erziehungsinstitutionen hielt man sie – auch schon vor Kriegsbeginn – dazu an, Tagebücher zu führen, in die vom Nationalsozialismus geprägte Werte, Anschauungen und Haltungen einfließen sollten.⁴ Da sich der Schreibprozess oft unter der Anleitung und Aufsicht von Erziehungskräften vollzog, war es den Heranwachsenden mitunter kaum möglich, sich diesem zu entziehen. Zwang und Kontrolle bildeten somit zentrale Komponenten der Textproduktion und nahmen auch Einfluss auf den Inhalt des Geschriebenen.⁵

Eine erste umfassende Forschung zur Bedeutung des Tagebuchs als nationalsozialistisches Erziehungsinstrument legte der deutsche Zeithistoriker Janosch Steuer vor. Er machte darauf aufmerksam, dass die politischen Machthaber mit der Einflussnahme auf die populäre Diaristik gleich mehrere Ziele verfolgten. Zum einen hofften sie, mit der Forcierung tagebuchartiger Texte eine „Veränderung individueller Lebensweisen und Selbstsichten“ herbeizuführen (Steuer 2015, 102). Zum anderen sollte vor allem das in diversen Erziehungsinstitutionen vollzogene kollektive Tagebuchschreiben – durch das Hervorheben der Gemeinschaftserfahrung – die Einordnung des Individuums in die Gruppe bewirken (Steuer 2015, 112). Schlaglichtartig führt Steuer in seinen Darstellungen auch

an, wo derartige Schreibprojekte durchgeführt wurden, bspw. in Nationalpolitischen Erziehungsanstalten (NPEA), in diversen Lagern der Hitlerjugend (HJ) oder im Rahmen des Reichsarbeitsdienstes (RAD) (Steuer 2017, 237f).

Bislang ausständig sind jedoch detaillierte systematische Untersuchungen zum Tagebuchschreiben in ebensolchen Institutionen: Mit welchen (medialen) Mitteln wurde dort versucht, junge Menschen zur Führung von Diarien zu motivieren? Welche Erwartungshaltungen bestanden seitens des NS-Regimes hinsichtlich der Gestaltung der Aufzeichnungen und wie sah die Arbeit am Tagebuch in der Praxis aus? Der vorliegende Beitrag intendiert, diese Rahmenbedingungen des kollektiven diaristischen Schreibens im nationalsozialistischen Erziehungsprojekt am Beispiel der *Erweiterten Kinderlandverschickung* auszuleuchten.

Angeleitetes Tagebuchschreiben in der Erweiterten Kinderlandverschickung

Eine Erziehungseinrichtung, in der das kollektive Tagebuchschreiben mit beträchtlichem Aufwand betrieben wurde, waren die sogenannten *KLV-Lager*. Sie entstanden im Kontext der *Erweiterten Kinderlandverschickung* (KLV), einem im Herbst 1940 vom NS-Regime initiierten Evakuierungsprogramm mit der Intention, Kinder aus bombengefährdeten Großstädten in ländliche, als sicher geltende Regionen zu bringen. Prinzipiell war die Teilnahme an der KLV freiwillig, mit der Fortdauer des Krieges übte die deutsche Propagandamaschinerie aber immer stärkeren Druck auf die Eltern aus, ihre Kinder zu *verschicken*.

Je nach Alter der Kinder waren unterschiedliche Formen der *Verschickung* vorgesehen: Während Kinder bis zum sechsten Lebensjahr gemeinsam mit ihren Müttern *verschickt* wurden, und Sechs- bis Zehnjährige in Pflegefamilien unterkamen, richtete man für die Altersklasse der Zehn- bis Vierzehnjährigen nach Geschlechtern getrennte Lager ein, die von Lehrkräften und HJ-FührerInnen – letztere wurden auch als *Lagermädels*

² Unter dem von der NS-Propaganda geprägten Begriff der *Kampfzeit* versteht man den Zeitraum zwischen den Anfängen der NSDAP in den Jahren 1919/1920 und ihrer Macht ergreifung im Jahr 1933.

³ Der Begriff *Systeminvolvierte* wurde von Klaus Kienesberger übernommen (Kienesberger 2010, 11).

⁴ Die politische Instrumentalisierung der jugendlichen Tagebuchkultur stellt kein Spezifikum des Nationalsozialismus

dar. So hielt man bspw. auch im Sowjet-Regime Heranwachsende dazu an, systemaffine diaristische Aufzeichnungen zu verfassen (Hellbeck 2006, 41f).

⁵ Diese Feststellung basiert auf mehreren retrospektiv verfassten Berichten von ZeitzugInnen zum Tagebuchschreiben in nationalsozialistisch geprägten Erziehungsinstitutionen (De Bruyn 1992, 109; Focke & Reimer 1979, 57; Göttlicher 2016, 4, DLA).

schaftsführerinnen bzw. *Lagermannschaftsführer* bezeichnet – betreut wurden (Kock 1997, 107f). Untergebracht waren die auf sechs Monate ausgerichteten KLV-Lager meist in Jugendherbergen, Gasthöfen, Pensionen und Hotels sowie in Klöstern und Sanatorien (Kock 1997, 120f; Holzweber 2013, 207f).

Sowohl HistorikerInnen als auch BildungswissenschaftlerInnen weisen in ihren Forschungen zur KLV darauf hin, dass die Evakuierungsaktion nicht nur dem Schutz systeminvolvierter Minderjähriger vor dem Luftkrieg diene, sondern auch auf deren politische Indoktrination abzielte (Mouton 2019, 186; Buddrus 2003, 886). Das Führen von Lagertagebüchern, das in vielen Lagern einen fixen Bestandteil des Tagesablaufs darstellte, bildete eine Facette dieses Vorhabens.

Bezeichnend für das Tagebuchschreiben in den KLV-Lagern war, dass seitens der Dienststelle KLV, die für die Organisation des Evakuierungsprogramms zuständig war, ganz konkrete Vorstellungen in Bezug auf die Gestaltung der Diarien bestanden. Der Idealtypus eines KLV-Tagebuchs wurde den LagerteilnehmerInnen über die von der Dienststelle KLV herausgegebene, an alle Lager ausgesandte Zeitschrift *Junge Heimat* vermittelt. In Form von ausführlichen Schreibaufrufen und Mustereinträgen erhielten die Kinder genaue Instruktionen, welche inhaltlichen Komponenten ihre Tagebücher aufweisen sollten, sowie konkrete Vorschläge zur visuellen Ausgestaltung ihrer Aufzeichnungen.

Auch bezüglich der Organisation des Schreibprozesses stellte die Dienststelle KLV Forderungen. Diese richteten sich an die in den Lagern tätigen Erziehungskräfte und wurden über die Zeitschrift *Unser Lager* kommuniziert. Im Rahmen eines detaillierten Beitrags mit dem Titel *Unser KLV-Tagebuch* hieß es in der Augustausgabe 1943:

„Die aus dem Alltag hervortretenden Ereignisse und besonderen Vorkommnisse werden

im schulischen Unterricht oder in der Freizeit in der Form ausgewertet, daß darüber Aufsätze geschrieben werden. Der beste Bericht wird jeweils ausgezeichnet [...] und von allen in ein besonderes Heft eingetragen. Es hat also jeder in seinem Tagebuch dieselben Berichte.“
(o.V. 1943, Dienststelle KLV, 426)

Dieses Zitat führt vor Augen, dass die Forcierung von KLV-Tagebüchern nicht die Generierung persönlicher, individueller Lebenszeugnisse bezweckte. Vielmehr sollten hier im Rahmen eines kollektiven, kontrollierten Aktes Erlebnisberichte entstehen, die den von der Dienststelle KLV propagierten Idealvorstellungen eines KLV-Tagebuchs entsprachen.

Ausgangspunkt für Forschung zu KLV-Tagebüchern

Ausgangspunkt für mein Interesse am Tagebuchschreiben in der KLV war die Begegnung mit einem KLV-Tagebuch im Frühjahr 2015. Im Kontext umfangreicher Recherchen zu Jugendtagebüchern im Nationalsozialismus machte mich Li Gerhalter – die Betreuerin und stellvertretende Leiterin der *Sammlung Frauennachlässe* (SFN)⁶ – auf das Tagebuch der Wienerin Inge Winkler⁷ aufmerksam, das kurz zuvor als *Zufallsfund*⁸ in die Sammlung eingegangen war. Die fünf Bände umfassenden Aufzeichnungen waren im Zeitraum 1944-1945 während eines KLV-Aufenthalts des damals 12-jährigen Mädchens im nördlichen Waldviertel entstanden (Winkler 1944-1945, SFN).

Im Zuge einer ersten kursorischen Lektüre des Tagebuchs wurde deutlich, dass dieses von einer großen inhaltlichen Vielfalt geprägt und zudem sehr aufwendig gestaltet ist: Neben detaillierten Zeichnungen enthält es zahlreiche Grußkarten, Fotos und Briefe, aber auch kleine Basteleien und Erinnerungsobjekte, wie etwa getrocknete Blumen, Haarsträhnen oder Stoffreste.⁹ Bemerkenswert waren aber vor allem die Parallelitäten zu einem anderen, kurz zuvor in der *Dokumenta-*

⁶ Im Jahr 1990 gegründet, archiviert die am Institut für Geschichte der Universität Wien institutionalisierte Sammlung Frauennachlässe vor allem auto/biografische Dokumente, Fotos und persönliche Gegenstände von Frauen sowie Lebenszeugnisse aus deren privatem Umfeld. Die über 400 Vor- und Nachlässe werden für die wissenschaftliche Forschung und Lehre genutzt (Sammlung Frauennachlässe 2019).

⁷ Aus Gründen des Datenschutzes wird hier ein Pseudonym verwendet.

⁸ Als *Zufallsfund* werden in der SFN Quellen bezeichnet, die am Flohmarkt bzw. im Altpapier entdeckt wurden oder infolge einer Wohnungsräumung bzw. -übernahme Eingang in die Sammlung fanden. Zu den verschiedenen Möglichkeiten, wie Quellen in Sammlungseinrichtungen gelangen können, siehe: (Gerhalter 2021).

⁹ Zu den unterschiedlichen Ebenen diaristischer Materialität siehe: (Gerhalter 2013, 64f).

tion lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen (DLA) rezipierten KLV-Tagebuch.¹⁰ Auch hier handelte es sich um das Tagebuch eines aus Wien stammenden Mädchens namens Rosa Schobert (Schobert 1944-1945, DLA).¹¹

Abgesehen von dem sehr ähnlichen äußeren Erscheinungsbild der Lagertagebücher zeigte sich bald, dass die Aufzeichnungen von Inge Winkler und Rosa Schobert auch inhaltliche Überschneidungen aufwiesen: Beide Schreiberinnen schilderten, dass sie in einem KLV-Lager in Drosendorf – eine Kleinstadt im Waldviertel – untergebracht waren und berichteten von einer *Lagermädelführerin* mit dem Spitznamen Gretl. Ein direkter Vergleich der Quellen führte schließlich zu der Erkenntnis, dass Inge Winkler und Rosa Schobert Teilnehmerinnen desselben KLV-Lagers waren und zeitweise sogar ein Zimmer miteinander geteilt hatten.

Aufbauend auf dieser unerwarteten Entdeckung und der Tatsache, dass KLV-Tagebücher bisher noch nicht näher untersucht wurden, reifte der Entschluss, im Rahmen einer Masterarbeit eine Mikrostudie zum Tagebuchschreiben in der KLV durchzuführen. Die Arbeit ist im Bereich der historischen Tagebuchforschung angesiedelt und versteht sich als Beitrag zur Erforschung der jugendlichen Tagebuchkultur im Nationalsozialismus. Ziel der Untersuchung war es, sowohl die generelle Bedeutung des Tagebuchs in der KLV als auch die spezifische Tagebuchpraxis im Lager von Inge Winkler und Rosa Schobert zu analysieren. Gleichzeitig soll die hier vorgestellte Mikrostudie dazu anregen, auch andere Formen des politisch instrumentalisierten Tagebuchs zum Gegenstand geschichtswissenschaftlicher Forschungen zu machen.¹²

Fragestellungen und Quellen

Den Kern des Forschungsinteresses bildete das Spannungsfeld zwischen dem von der Dienststelle KLV geforderten Inhalt von KLV-Tagebüchern und dem tatsächlichen thematischen Gehalt der beiden soeben vorgestellten Mädchentagebücher.

Zunächst wurde der Fokus auf die inhaltsbe-

zogenen Ansprüche an KLV-Tagebücher und die Beweggründe für diese gerichtet: Welche thematischen Aspekte sollten die LagerteilnehmerInnen in ihren Tagebüchern idealerweise aufgreifen und welche Ziele verfolgten die OrganisatorInnen der KLV mit der Vereinnahmung der Aufzeichnungen? Die Quellengrundlage für die Beantwortung dieser Fragen bildeten in erster Linie die in den beiden Zeitschriften *Junge Heimat* und *Unser Lager* veröffentlichten Schreibaufrufe und Mustereinträge sowie andere NS-Publikationen im Kontext der KLV, wie etwa der sogenannte Elternbrief – ein monatlich erscheinendes, an die Haushalte der *verschickten* Kinder gesandtes Periodikum.

Anschließend rückte der Inhalt der Diarien von Inge Winkler und Rosa Schobert ins Zentrum der Aufmerksamkeit: Welche Themen griffen die Mädchen in ihren KLV-Tagebüchern auf? Inwieweit deckten sich diese mit dem von der Dienststelle KLV propagierten Themenkanon, inwiefern bestanden hier Divergenzen und welche unterschiedlichen Funktionen erfüllte das Tagebuchschreiben für die beiden Schreiberinnen? Im Zuge einer Kontrastierung der gestellten Ansprüche an KLV-Tagebücher und der im Lager von Rosa Schobert und Inge Winkler vollzogenen Tagebuchpraxis gelang es aufzuzeigen, dass die Mädchen ihre Aufzeichnungen auch persönlichen Bedürfnissen dienstbar machten.

Methodische Ausrichtung und Ablauf der Analyse

Die Auseinandersetzung mit den soeben skizzierten Fragestellungen erforderte eine systematische Analyse des beschriebenen Quellenmaterials. Sowohl die Untersuchung der Schreibaufrufe als auch die Analyse der beiden Mädchentagebücher erfolgte in erster Linie mittels qualitativer inhaltsanalytischer Techniken nach Philipp Mayring. Die primäre Funktion solcher im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschungen entwickelter Verfahren besteht darin, über die Bildung eines Kategoriensystems Inhalte aus „fixierte[r]

¹⁰ In der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien werden seit den frühen 1980er-Jahren schriftliche Lebenserinnerungen sowie andere Formen von Selbstzeugnissen und Fotos archiviert. Die unterschiedlichen, zum Großteil auto/biografischen Materialien dienen Forschungszwecken, können aber auch im Rahmen von Projekten im Bildungs- und Kulturbereich genutzt werden; siehe dazu: (Müller 2006, 142f).

¹¹ Mit dem Einverständnis von Rosa Zimerits (geb. Scho-

bert) wird hier der tatsächliche Name der Schreiberin angeführt.

¹² Die in diesem Beitrag präsentierte Masterarbeit (Siegmond 2017) wurde von Christa Hämmerle betreut, bei der ich mich sehr herzlich für die umsichtige Unterstützung meiner Forschungen bedanke. Ebenso herzlich danke ich Li Gerhalter und Günter Müller, die mich bei meinen Recherchen so tatkräftig unterstützt haben.

Kommunikation“ zu erschließen und systematisch auszuwerten (Mayring 2010, 12; Mayring 1995, 209).

Der Einsatz der Inhaltsanalyse als methodisches Werkzeug erschien im Kontext des geschilderten Forschungsvorhabens aus mehreren Gründen vielversprechend. Im Unterschied zu anderen Verfahren der Textanalyse setzt die Qualitative Inhaltsanalyse stärker auf eine regelgeleitete Vorgangsweise,¹³ so dass eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Forschungsergebnisse gegeben ist (Mayring 2005, 10). Zudem eröffnete das Erschließen von Inhalten über eine Kategorienbildung die Möglichkeit, die in den Schreibaufrufen enthaltenen inhaltsbezogenen Forderungen an KLV-Tagebücher mit den Inhalten der Tagebücher von Inge Winkler und Rosa Schobert zu vergleichen. Auch hinsichtlich der komparativen Analyse der beiden Mädchentaagebücher schien eine qualitativ ausgerichtete Inhaltsanalyse zielführend, da diese abgesehen von der Strukturierung des Materials auch dessen schrittweise Interpretation ermöglichte (Mayring 2005, 10).

Die Analyse des Quellenmaterials gliederte sich in eine aus zwei Strängen bestehende Grob- und eine Feinanalyse. Der erste Strang der Grobanalyse zielte darauf ab, ausgehend von den Schreibaufrufen, die vom NS-Regime geforderten Inhalte von KLV-Tagebüchern zu eruieren und zu kategorisieren. Die Intention des zweiten Analysestranges bestand darin, den thematischen Gehalt der Tagebücher von Inge Winkler und Rosa Schobert herauszuarbeiten. Dazu wurde der gesamte Inhalt der Tagebücher mit Kategorien belegt, wobei schriftliche Einträge genauso berücksichtigt wurden wie Zeichnungen und beigefügte Objekte.

Der Prozess der Kategorienbildung implizierte hier sowohl eine *deduktive Kategorienanwendung* als auch eine *induktive Kategorienbildung*. Einerseits wurden die im ersten Strang der Grobanalyse entwickelten Kategorien an die Tagebücher herangetragen, um festzustellen, inwieweit die von der Dienststelle KLV geforderten Inhalte in die Tagebücher Eingang fanden, andererseits wurden für Textpassagen, Bilder und Objekte, die diesen Kategorien nicht zugeordnet werden konnten, eigene Kategorien geschaffen. An-

schließend erfolgte eine Gegenüberstellung der in den Schreibaufrufen und der in den Tagebüchern enthaltenen Kategorien.

In einer an die Ergebnisse der Grobanalyse anknüpfenden Feinanalyse wurden schließlich einzelne thematische Aspekte aus den Tagebüchern von Inge Winkler und Rosa Schobert, die in den Forderungen der Dienststelle KLV nicht aufschienen, herausgegriffen und einer genaueren Betrachtung unterzogen.

Intendierte Inhalte und Ziele von KLV-Tagebüchern

Die Analyse der Schreibaufrufe ergab, dass die in den KLV-Lagern untergebrachten Mädchen und Burschen in ihren Tagebüchern bestimmte thematische Aspekte aufgreifen sollten. So wurde ihnen nahegelegt, über besondere Erlebnisse, den Alltag im Lager und die Lagergemeinschaft zu berichten. Zudem appellierte man an sie, in ihren Aufzeichnungen die aktuelle Witterung, die von ihnen bezogene Unterkunft und die Umgebung des Lagers zu schildern (o.V. 1943, Dienststelle KLV, 61f). Hervorzuheben ist, dass die Tagebücher – wie speziell die in der Zeitschrift *Junge Heimat* abgedruckten Mustereinträge verdeutlichen – ausschließlich positive Schilderungen vom Leben im KLV-Lager enthalten sollten. Negative Erfahrungen und Erlebnisse, die in retrospektiv verfassten Berichten von LagerteilnehmerInnen durchaus thematisiert werden, galt es hingegen auszusparen.¹⁴ Wie in einer Art Ferientagebuch sollten die vermeintlichen Selbstzeugnisse von einer frohen, unbeschwerten Zeit in der *Fremde* berichten.

Ein zentraler Beweggrund für die Forcierung solcher Aufzeichnungen war die Generierung eines idealisierten Bildes der KLV. Die Idyllischen Schilderungen vom Lagerleben sollten zu Hause Eltern und Geschwistern vorgelegt werden und diesen vermitteln, dass die Kinder in den KLV-Lagern bestens aufgehoben waren und es ihnen in ihrer vorübergehenden *Heimat* an nichts fehlte.

Bedeutsam erschienen derartige Beteuerungen, weil viele Eltern der KLV skeptisch gegenüberstanden: Zum einen missfiel ihnen die monate-

¹³ Mayring betont in seinen Ausführungen die Abgrenzung der Qualitativen Inhaltsanalyse zu Formen der freieren Textinterpretation, die bspw. im Rahmen hermeneutischer Verfahren angewandt werden (Mayring 2010, 12).

¹⁴ Jost Hermand berichtet in den Reflexionen über seine KLV-Zeit etwa von militärischem Drill, harten Strafen und sexuellen Übergriffen (Hermand 1993, 69f).

lange Trennung von ihren Kindern, zum anderen befürchteten sie, man würde in diesen Lagern versuchen, verstärkten politischen Einfluss auf ihren Nachwuchs auszuüben (Sollbach 2006, 36).

Autobiografischen Dokumenten der Kinder – wie etwa Briefen oder Tagebüchern – schrieb die Dienststelle KLV die Aufgabe zu, solchen Ängsten und Vorbehalten entgegenzuwirken. Ausgehend davon, dass das Tagebuch im öffentlichen Bewusstsein als unmittelbares und authentisches Medium galt, wurden KLV-Tagebücher als glaubhafte Lebenszeugnisse der LagerteilnehmerInnen inszeniert.¹⁵

Abgesehen von seiner manipulativen Wirkung auf das soziale Umfeld der Kinder sollte das über die Tagebücher vermittelte idealisierte Bild der KLV auch dazu beitragen, die Erinnerung der LagerteilnehmerInnen zu (über-)formen.¹⁶ Sie sollten ihren KLV-Aufenthalt als eine Aneinanderreihung positiver und abenteuerlicher Erlebnisse in Erinnerung behalten.

Tagebuchpraxis: Divergenzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit am Beispiel der Kategorie *Heimweh*

Die Analyse der Tagebücher von Inge Winkler und Rosa Schobert führte zu dem Ergebnis, dass die beiden Mädchen in ihren Aufzeichnungen durchaus jene thematischen Aspekte behandelten, die seitens der Dienststelle KLV gefordert wurden. Sie schilderten besondere Ereignisse, wie etwa Wanderungen und Geburtstagsfeiern, thematisierten den Lageralltag und die Lagergemeinschaft und beschrieben die Wetterlage, ihre Unterkunft und die unmittelbare Umgebung des Lagers.

Darüber hinaus widmeten sie sich in ihren Tagebüchern aber auch Themen, die in den Schreibaufträgen keine Erwähnung fanden. Das Aufgreifen solcher nicht explizit geforderter thematischer Aspekte war aus Perspektive der Dienststelle KLV mitunter problematisch, weil manche – zuweilen aber auch nur Teilaspekte davon – das von der NS-Propaganda geschaffene, idealisierte Bild der KLV in Frage stellten bzw. sogar konterkarierten. Exemplarisch verdeutlichen lässt sich dies am thematischen Aspekt *Heimweh*.

Das NS-Regime begegnete der Sorge vieler Eltern, ihre Kinder würden im KLV-Lager unter Heimweh leiden, mit unterschiedlichen, zum Teil widersprüchlichen Reaktionen. In einigen Propagandaschriften wurde behauptet, die LagerteilnehmerInnen hätten es in ihrer neuen Heimat so gut, dass wehmütige Gedanken an zu Hause gar nicht erst aufkämen (Nadolni 1943, 38). Andere Publikationen hingegen – wie etwa der bereits genannte *Elternbrief* – räumten zwar ein, dass manche Kinder zunächst Heimweh hätten, betonten allerdings, dass sich dieses sehr schnell lege (o.V. 1941, NSDAP-Gauleitung Oberdonau, 1).

Generell lässt sich in solchen Texten die Tendenz erkennen, das Heimweh der LagerteilnehmerInnen zu marginalisieren. Falls überhaupt vorhanden, stellte dieses laut NS-Propaganda lediglich eine vorübergehende Unannehmlichkeit dar, die sich mit der Eingewöhnung der Kinder in ihre neue *Heimat* in Wohlgefallen auflöste.

Geschichtswissenschaftliche Forschungen zur KLV, die sich unter anderem auch auf Erfahrungsberichte von LagerteilnehmerInnen stützen, zeichnen diesbezüglich ein ganz anderes Bild. Sie weisen darauf hin, dass speziell der im Heimweh implizierte Trennungsschmerz für manche Mädchen und Burschen ein schwerwiegendes und langanhaltendes Problem darstellte (Holzweber 2013, 261f). In seltenen Fällen wurde infolgedessen sogar eine verfrühte Rückführung der betroffenen Kinder veranlasst.

In den Aufzeichnungen von Rosa Schobert und Inge Winkler spielte die Kategorie *Heimweh* eine durchaus bedeutsame Rolle. Von Beginn an war sie Teil der von den Schreiberinnen behandelten Themen. Gegen Ende des KLV-Aufenthalts lässt sich – vor allem in der Niederschrift von Inge Winkler – ein deutlich verstärktes Auftreten der genannten Kategorie erkennen.

Der thematische Aspekt *Heimweh* gliedert sich in zwei eng miteinander verwobene Komponenten: Einerseits bekundeten die Mädchen ihre Sehnsucht nach der gewohnten räumlichen Umgebung, andererseits klagten sie über die Trennung von ihren Eltern.

Rosa Schobert äußerte ihr schmerzliches Verlangen, nach Wien zurückzukehren, sowohl auf sprachlicher als auch auf visueller Ebene:

¹⁵ Forschungen zu Tagebüchern aus unterschiedlichen Fachrichtungen betonen, dass diaristische Aufzeichnungen ihrem Ruf, authentische bzw. unmittelbare Lebenszeugnisse zu sein, nicht gerecht werden (Seifert 2008, 40f).

¹⁶ Die generelle Funktion von Lagertagebüchern, Erinnerung zu (über-)formen, wurde von Steuer beschrieben (Steuer 2017, 115).

Im Frühjahr 1944 verfasste sie einen Tagebucheintrag mit dem Titel: „Wien, Wien, Wien, nur du allein“ und versah diesen mit mehreren Postkarten, auf denen Wiener Sehenswürdigkeiten und Naturdenkmäler wie das Riesenrad oder der Leopoldsberg zu sehen sind (Schobert 1944, Bd. 1, DLA).¹⁷

Ganz ähnliche, mit nostalgischen Überschriften betitelte Einträge finden sich im Tagebuch von Inge Winkler. Sie trug im Frühjahr 1945 ein Wienerlied in ihr Diarium ein, das sich dem Thema *Heimweh* widmet (Winkler 1945, Bd. 3, SFN). Neben ihrer Heimatstadt vermisste die Schreiberin auch die elterliche Wohnung in Floridsdorf, die im Juni 1944 bei einem Bombenangriff zerstört worden war:

„Heimweh. Ich habe so großes Heimweh nach unserer alten Wohnung. Ach, wenn doch schon der Krieg aus wäre. Dann zögen wir wieder nach Floridsdorf in unseren Werdnldbau und dann ginge wieder alles wie früher und es würde wieder ein neues Leben beginnen.“

(Winkler 1945, Bd. 3, SFN)

Schwerer als die Sehnsucht nach ihrem Wohnort wog bei Inge Winkler allerdings die Trennung von ihren Eltern, vor allem von ihrer Mutter, Maria Winkler¹⁸. In etlichen Einträgen beklagte das Mädchen die räumliche Distanz zu ihr, so auch anlässlich des Muttertags im Mai 1945:

„Ach wie sehnen wir uns alle nach Hause. Ich halte es nicht mehr lange aus. Mutti, Mutti, wie weit bist Du doch von mir entfernt.“

(Winkler 1945, Bd. 3, SFN)

Je länger der KLV-Aufenthalt andauerte, umso eindringlicher wurde der Wunsch der jungen Wienerin nach Hause zurückzukehren. Auch Rosa Schobert äußerte diesen explizit, wenn auch nicht so häufig wie Inge Winkler. Kurz vor der Heimkehr der Mädchen im Oktober 1945 klebte sie ein Kleeblatt in ihr Tagebuch ein und versah dieses mit folgendem Kommentar:

„Es heißt, ein vierblättriger Klee soll Glück bringen. Hoffentlich bringt er mir auch

Glück und ich darf bald zusammenpacken u. zu meinen Lieben heimreisen.“

(Schobert 1945, Bd. 2, DLA)

Wie die soeben angeführten Textpassagen veranschaulichen, gebrauchten Inge Winkler und Rosa Schobert ihre KLV-Tagebücher unter anderem, um ihre Sehnsucht nach der gewohnten Umgebung und ihrer Familie zu artikulieren, wobei sie verschiedene inhaltliche Schwerpunkte setzten und sich auch unterschiedlicher gestalterischer Mittel bedienten. Gleichzeitig bildeten die Tagebücher aber auch einen Ort, an dem die Mädchen ihre Hoffnung auf eine baldige Heimkehr zum Ausdruck brachten.

Die Tatsache, dass es den Schreiberinnen möglich war, in ihren Tagebüchern auch von negativen bzw. schmerzvollen Erfahrungen zu berichten, die den Ruf der KLV gefährdeten, zeugt davon, dass die Mädchen in der Gestaltung ihrer Aufzeichnungen über mehr Freiheiten verfügten als von den OrganisatorInnen der KLV vorgesehen war. Dieser Handlungsspielraum, der sich mit der Fortdauer des Lagers zusehends ausweitete und somit eine Art *Nische*¹⁹ innerhalb des streng geregelten Lageralltags darstellte, wurde von den Schreiberinnen auf vielfältige Weise genutzt. Abgesehen von der Bekundung ihres Heimwehs dokumentierten die Mädchen in ihren Tagebüchern die aktuelle Versorgungssituation sowie die sozialen Beziehungen zu ihren Lagerkameradinnen und Erzieherinnen. Zudem beschrieben sie die aktuellen Stubenbelegschaften, verbalisierten Geheimnisse und Träume, tätigten NS-affine Äußerungen und thematisierten Krieg und Frieden.

Die Vielfalt der in den Tagebüchern aufgegriffenen Themen verdeutlicht, dass im KLV-Lager von Inge Winkler und Rosa Schobert in Bezug auf das Tagebuchschreiben ein komplexer Prozess der Aneignung stattfand. Basierend auf persönlichen Bedürfnissen und anknüpfend an die bestehende Tagebuchkultur erweiterten die Mädchen den von der Dienststelle KLV vorgeschlagenen Themenkanon und damit auch die vom NS-Regime intendierten Funktionen der Aufzeichnungen.

¹⁷ Um eine gute Lesbarkeit der in diesem Beitrag zitierten Tagebuchpassagen zu gewährleisten, wurden orthografische und grammatikalische Fehler korrigiert.

¹⁸ Aus Datenschutzgründen wird hier ein Pseudonym verwendet.

¹⁹ Der Begriff *Nische* im Kontext von NS-Lagern für Systeminvolvierte wurde von Andreas Kraas geprägt. Er versteht darunter Räume innerhalb der Lagerpraxis, die theoretisch nicht mit der NS-Propaganda vereinbar waren, aber dennoch geduldet wurden (Kraas 2011, 311).

Conclusio

Unter nationalsozialistischer Herrschaft fungierte das Medium Tagebuch als mehrdimensionales erzieherisches Werkzeug. Das NS-Regime konfrontierte Angehörige der *Volksgemeinschaft* mit einschlägigen Tagebüchern, rief sie gleichzeitig aber auch dazu auf, selbst NS-affine diaristische Aufzeichnungen zu verfassen. Forciert wurde das Tagebuchschreiben unter anderem in diversen Erziehungseinrichtungen. Neben Schule und HJ bildete das KLV-Lager einen idealen institutionellen Rahmen für die Umsetzung solcher Schreibprojekte. Seitens der OrganisatorInnen der KLV existierten konkrete Vorstellungen, wie Lagertagebücher auszusehen hatten und welche Inhalte sie aufweisen sollten. Ein entsprechender Idealtypus eines KLV-Tagebuchs wurde den ErzieherInnen und LagerteilnehmerInnen über diverse Zeitschriften vermittelt. Die grundlegende Intention solcher Tagebücher bestand darin, ein geschöntes Bild der Evakuierungsaktion zu zeichnen. Euphorische, als authentisch deklarierte Erlebnisberichte sollten die Eltern der *verschickten* Kinder vom besonderen Wert der KLV für ihren Nachwuchs überzeugen und zudem die Erinnerung der LagerteilnehmerInnen positiv prägen. Anhand der KLV-Tagebücher von Inge Winkler und Rosa Schobert wurde aufgezeigt, dass

zwischen den Ansprüchen des NS-Regimes und der Tagebuchpraxis in den einzelnen Lagern mitunter Divergenzen bestanden. So griffen die beiden Mädchen in ihren Aufzeichnungen zwar die in den Schreibaufrufen geforderten Themen auf, parallel dazu behandelten sie aber auch von der Dienststelle KLV nicht propagierte thematische Aspekte. Die Schreiberinnen ließen sich in ihrer diaristischen Tätigkeit folglich nicht nur von den Erwartungshaltungen der politischen Machthaber, sondern auch von ihren eigenen Bedürfnissen sowie von gesellschaftlich etablierten Konventionen und Traditionen im Hinblick auf Tagebücher leiten.

Am Beispiel der Kategorie *Heimweh* wurde veranschaulicht, dass solche über die geforderten Inhalte hinausreichenden thematischen Aspekte mitunter dem von der NS-Propaganda installierten idealisierten Bild der KLV widersprachen und somit dem anvisierten Ziel von KLV-Tagebüchern entgegenwirkten.

Derartige Vorgänge sind nicht als Widerständigkeit der jugendlichen Schreiberinnen gegen das Regime zu deuten, zeugen aber davon, dass die Mädchen in Bezug auf die Gestaltung ihrer Aufzeichnungen über ein hohes Maß an Entscheidungsfreiheit verfügten und das Tagebuchschreiben auch zu individuellen Zwecken nutzten.

Bibliographie

Forschungsliteratur

- Bailer-Galanda, B. (2010). Jugend im Nationalsozialismus. In: Bundesjugendvertretung (Hg.), *Geraubte Kindheit. Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus*. Wien, S. 47-56.
- Benecke, J. (Hg.) (2013). *Die Hitler-Jugend 1933 bis 1945. Programmatik, Alltag, Erinnerungen. Eine Dokumentation*. Weinheim/Basel.
- Buddrus, M. (2003). *Totale Erziehung für den totalen Krieg. Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik*. München.
- De Bruyn, G. (1992). *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin*. Frankfurt am Main.
- Focke, H. & Reimer, U. (1979). *Alltag unterm Hakenkreuz (Bd. 1). Wie die Nazis das Leben der Deutschen veränderten. Ein aufklärendes Lesebuch*. Reinbek bei Hamburg.
- Gerhalter, L. (2013). Materialitäten des Diaristischen. Erscheinungsformen von Tagebüchern von Mädchen und Frauen im 20. Jahrhundert. In: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 23 (2), S. 53-71.
- Gerhalter, L. (2021, in Druck). *Tagebücher als Quellen. Forschungsfelder und Sammlungen seit 1800*. Göttingen.
- Hämmerle, C. (2006). Ein Ort für Geheimnisse? Jugendtagebücher im 19. und 20. Jahrhundert. In: Eigner, P., Hämmerle, C. & Müller, G. (Hg.), *Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht*. Innsbruck/Wien/Bozen, S. 28-45.
- Hämmerle, C. (2013). Between Instrumentalisation and Self-Governing: (Female) Ego-Documents in the European Age of Total War. In: Ruggiu, F.-J. (Hg.), *The Uses of First Person Writings: Africa, America, Asia, Europe*. Brüssel, S. 263-284.
- Hellbeck, J. (2006). *Revolution on my mind. Writing a diary under Stalin*. Cambridge/ Massachusetts/ London.
- Hermant, J. (1993). *Als Pimpf in Polen. Erweiterte Kinderlandverschickung 1940-1945*. Frankfurt am Main.
- Holzweber, M. (2013). „Dürfen wir ihre Kinder verschicken?“ – Die Erweiterte Kinderlandverschickung (KLV) in Niederösterreich. Darstellung, Rezeption und Wiederhall in der NS-Zeit und Zweiten Republik. In: Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich*. St. Pölten, S. 187-425.
- Kienesberger, K. (2010). Einleitung. In: Bundesjugendvertretung (Hg.), *Geraubte Kindheit. Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus*. Wien, S. 11-16.
- Kock, G. (1997). „Der Führer sorgt für unsere Kinder...“. *Die Kinderlandverschickung im Zweiten Weltkrieg*. Paderborn/München/Wien/Zürich.
- Kraas, A. (2011). „Den deutschen Menschen in seinen inneren Lebensbezirken ergreifen“ – Das Lager als Erziehungsform. In: Horn, K.-P. & Link, J.-W. (Hg.), *Erziehungsverhältnisse im Nationalsozialismus. Totaler Anspruch und Erziehungswirklichkeit*. Bad Heilbrunn, S. 295-317.
- Mayring, P. (1995). Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, U., Kardoff, E. von, Keupp, H., Rosenstiel, L. von & Wolff, S. (Hg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. München, S. 209-213.
- Mayring, P. (2005). Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: Mayring, P. & Gläser-Zikuda, M. (Hg.), *Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse*. Weinheim/Basel, S.7-19.
- Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim/Basel.
- Mouton, M. (2019). The Kinderlandverschickung: Childhood Memories of War Re-Examined. In: *German History*, 37 (2), S. 186-204.
- Müller, G. (2010). Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen. In: Eigner, P., Hämmerle, C. & Müller, G. (Hg.), *Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht*. Innsbruck/Wien/Bozen, S. 140-146.
- Sammlung Frauennachlässe (Hg.) (2019). *Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien*. Wien. Abgerufen von http://www.univie.ac.at/Geschichte/sfn/index.php?option=com_content&view=featured&Itemid=66, am 19.08.2019.

- Schäfer, H. D. (1981). *Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945*. München/Wien.
- Seifert, N. (2008). Tagebuchschreiben als Praxis. In: Hof, R. & Rohr, S. (Hg.), *Inszenierte Erfahrung. Gender und Genre in Tagebuch, Autobiographie, Essay*. Tübingen, S. 39-60.
- Siegmund, V. (2017). „Heraus mit Bleistiften und Tuschkästen...“: *Tagebuchschreiben in der Erweiterten Kinderlandverschickung im Spannungsfeld von politischer Instrumentalisierung und individueller Praxis (1940-1945)*. Masterarbeit. Wien.
- Sollbach, G. E. (2006). Die (erweiterte) Kinderlandverschickung (KLV) im Zweiten Weltkrieg. In: Ewers, H.-H., Mikota, J., Reulecke, J. & Zinnecker, J. (Hg.), *Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive*. München, S. 31-47.
- Steuwer, J. (2015). „Weltanschauung mit meinem Ich verbinden“. Tagebücher und das nationalsozialistische Erziehungsprojekt. In: Steuwer, J. & Graf, R. (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts*. Göttingen, S. 100-123.
- Steuwer, J. (2017). „Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse“. *Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933-1939*. Göttingen.
- Zur Nieden, S. (1993). *Alltag im Ausnahmezustand. Frauentagebücher im zerstörten Deutschland 1943-1945*. Berlin.

NS-Publikationen

- Nadolni, B. (1943). Kinderlandverschickung? Ganz große Sache! Aus dem Leben und Treiben landverschickter Pimpfe und Jungmädels. In: *Auf guter Fahrt. Ein Jahrbuch für unsere Jungen*, 7, S. 37-42.
- o. V. (1941). NSDAP-Gauleitung Oberdonau (Hg.). *Liebe Eltern! In: Elternbrief für die Erweiterte Kinderlandverschickung. Gau Oberdonau*, 1 (1), S. 1.
- o. V. (1943). Dienststelle KLV (Hg.). Unser KLV-Tagebuch. In: *Unser Lager. Richtblätter für die Dienstgestaltung in den Lagern der KLV*, 3 (8), S. 426-427.
- o. V. (1943). Dienststelle KLV (Hg.). Mein KLV.-Tagebuch. In: *Junge Heimat. Die Lesestunde der KLV-Lager*, 3 (8), S. 61-65.

Ungedruckte Selbstzeugnisse

- Göttlicher E. (2016). *Bildungsbiografie. Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen DLA am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien*, Wien.
- Winkler, I. (Pseudonym) (1944-1945). *Lagertagebuch (5 Bde.)*, (NL 237). Sammlung Frauennachlässe SFN am Institut für Geschichte der Universität Wien, Wien.
- Zimerits, R. (1944-1945). *Lagertagebuch (2 Bde.)*. Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen DLA am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Wien.

Veronika SIEGMUND,

MA, studierte Geschichtswissenschaften an der Universität Wien mit Fokus auf Zeitgeschichte und Österreichische Geschichte. Sie ist Redakteurin der Zeitschrift *L'Homme. Z. F. G.* und Mitarbeiterin der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte sind Selbstzeugnisse von Kindern und Jugendlichen aus der NS-Zeit sowie Lebenserinnerungen zu Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus.

Rezensionen

Melanie Schiller (2020). *Soundtracking Germany. Popular Music and National Ideology*. (Popular Musics Matter: Social, Political and Cultural Interventions, Paperbackausgabe des Erstdrucks von 2018), London, New York: Rowman & Littlefield International, 277 Seiten.

Das „Populäre“ und „Alltägliche“ gilt mittlerweile im Diskurs über soziale und politische Zusammenhänge als ideales Untersuchungsmaterial. Dazu gehört selbstverständlich auch der Bereich der „populären“ Musik, der lange Zeit in der Musikgeschichtsschreibung vernachlässigt worden war. Mit der Etablierung der Cultural Studies seit den 1970er-Jahren gelten gerade eben musikalische Produkte, die als „populär“ apostrophiert werden, als aussagekräftiges Medium und als Spiegel gesellschaftlichen Handelns.¹ Seither wurden sie zu beliebten Quellen im breiten Feld der Identitätsforschung, dem mittlerweile eine unüberschaubare Menge an wissenschaftlichen Publikationen gewidmet ist.² Seit den 1990er-Jahren, die häufig als Beginn des politischen Wandels, der Öffnung und Globalisierung beschrieben werden, rückten dabei insbesondere Studien zur „kollektiven Identität“ in den Fokus. Es wurde wieder über „das Nationale“ nachgedacht.

Erst kürzlich erschienen etwa zeitgleich einige Publikationen zum Thema „deutsche Popmusik“: 2017 die Sammelbände *German Pop Music* (Schütte, 2017) und *Perspectives on German Popular Music* (Ahlers & Jacke, 2017), sowie die 2016 eingereichte und 2018 (2020 auch in Paperback) publizierte und hier besprochene Dissertation *Soundtracking Germany. Popular Music and National Ideology* der Kulturwissenschaftlerin Melanie Schiller. In allen drei Arbeiten geht es um Fragen der nationalen Identität. In Schillers Studie stehen sie im Zentrum. Sie behandelt Wechselbeziehungen zwischen populärer Musik und nationaler(n) Identität(en) in (West-)

Deutschland seit 1945. Fünf Beispiele aus dem Bereich der „Populärmusik“ führen die Leser*in durch sechzig Jahre deutscher Nachkriegsgeschichte. Auswahlkriterium der Fallbeispiele waren einerseits deren Popularität und Breitenwirkung, andererseits die mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck kommenden Auseinandersetzungen mit dem, was als „Germanness“ bezeichnet wird. Obwohl alle hier genannten Beispiele bereits mehrmals in wissenschaftlichen Abhandlungen beschrieben wurden, gelingt es Melanie Schiller immer wieder, auch neue Aspekte hinzuzufügen.

Den Beginn macht der Stimmungsschlager *Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien*, den Karl Berbuer für den ersten Kölner Karneval der Nachkriegszeit 1948/49 schrieb. Ganz offensichtlich traf er mit dieser satirischen Kritik an den drei westlichen Besatzungsmächten, die als bornierte Kolonialisten ohne Verständnis für die kulturelle Größe Deutschlands dargestellt werden, den Geschmack seiner Landsleute. Damit verbunden ist die Umkehr der Opferrolle. In kurzer Zeit erfreute sich dieses Lied großer Beliebtheit und bescherte seinem Verfasser kommerziellen Erfolg.

Als Kontrapunkt dazu präsentiert Melanie Schiller das Lied *Poor Boy* der als „deutsche Beatles“ apostrophierten Band „The Lords“ aus den Sechzigerjahren. Die Hinwendung zum britischen Beat beziehungsweise die Abwendung von der deutschen Sprache wird hier als Krise der deutschen Identität und als stilles Verschweigen des damit verbundenen deutschen Traumas der Nachkriegsgeneration interpretiert. Schiller orientiert sich an den Trauma-Theorien der Psychoanalytiker Sigmund Freud und Nikolas Abraham (Schiller, 104-106).

Im dritten Kapitel repräsentiert „Kraftwerk“³ mit *Autobahn* die Siebzigerjahre. Dieser international äußerst erfolgreiche Hit, der auch als Wende vom Krautrock zum Elektro-Pop beschrieben wird, steht für den damals angeblich vorhandenen Wunsch, aus dem „amerikanischen Schatten“ herauszutreten, um endlich wieder ein

¹ Besonders einflussreich waren damals die Schriften von Paul E. Willis wie: *Symbolism and Practice. The Social Meaning of Pop Music* (1974) oder: *Profane Culture* (1978).

² Ulrich Dierse (2018) kommt bei seiner Recherche im Katalog der Universität Bochum auf etwa 7400 Monografien, die zwischen 1968 bis 2017 erschienen sind und das Wort Identität (identity, identité) bzw. deren Pluralform im Titel haben.

³ „Kraftwerk“ wurde kürzlich der Sammelband *Mensch, Maschinen Musik. Das Gesamtkunstwerk Kraftwerk* (Schütte, 2018) gewidmet. Darin ist auch Melanie Schiller mit dem Beitrag *Wie klingt die Bundesrepublik? Kraftwerk, Autobahn und die Suche nach der eigenen Identität* (34-49) vertreten.

neues (immer noch west)deutsches „Wir“ zu finden (Schiller, 125-129). Das wird durch die Verwendung eines deutschen Textes mit Hinweis auf nationale Ikonen, bzw. Klischees hergeleitet, zusätzlich verstärkt durch die Covergestaltung von Emil Schult: VW-Käfer, Mercedes, Fahren auf der Autobahn – wobei Schiller mit dem Verweis auf die sie wieder eine Rückbesinnung auf die NS-Zeit sieht.

Die „Deutsch Amerikanische Freundschaft“ (DAF) mit dem Song *Der Mussolini* symbolisiert die Achtzigerjahre, die für die Autorin einerseits durch eine (neo)bürgerliche Ära unter Bundeskanzler Helmut Kohl charakterisiert wird, andererseits – quasi als Gegenbewegung dazu – durch eine Protestkultur, etwa der Friedens- und Umweltbewegungen und der aufkommenden Political Correctness (vgl. auch Vowinkel, 2012). Mit dem provokanten Text – in dem die Hörer*innen aufgefordert werden Mussolini, Adolf Hitler, Jesus Christus und Kommunismus zu tanzen – steht *Der Mussolini* als Rundumschlag gegen „Biederkeit“ und politischem Wohlverhalten. Schiller macht aber auch deutlich, dass die Musik und die Performance der Musiker ebenfalls andere Lesarten zulassen. So bekam DAF unter anderem großen Zuspruch aus der rechten Szene.

Das abschließende fünfte Beispiel, *Wir sind Wir (Ein Deutschlandlied)*, von Paul van Dyke und Peter Heppner aus dem Jahr 2004, ist nicht nur in diesem Buch ein mittlerweile prominentes Anschauungsobjekt für die Auseinandersetzung mit Nationalbewusstsein im wiedervereinigten Deutschland. Immerhin kam das Lied – aufgepeppt und salonfähig gemacht durch die Begleitung eines Symphonieorchesters – bei den offiziellen Feiern zum fünfzehnten Jahrestag der deutschen Wiedervereinigung in Potsdam zur Aufführung. Die visuelle Interpretation des Liedes im dazugehörigen Musikvideo⁴ unterstreicht die Verbindung zu (beziehungsweise die Berufung auf) Ikonen der deutschen Geschichte, die hier zu Symbolen des allmählichen Wiederaufbaus aus Ruinen⁵ geworden sind, beginnend mit dem Reichstagsbrand (1933) bis zum umgebauten Reichstag (1999). Peter Heppner agiert darin als zeitreisender Reporter. Er wird in die historischen Archivaufnahmen hineingeschnitten, und es scheint, als ob er die Ereignisse

mit der Kamera einfängt. Diese Art der Identitätskonstruktion im Jahr 2004 schließt natürlich viele deutsche Staatsbürger*innen mit einem komplett anderen sprachlichen und historischen Hintergrund aus. Van Dyke und Heppner mussten sich folglich mit dem Vorwurf des Nationalismus auseinandersetzen. Rechten Gruppierungen, wie der AfD, kam diese Interpretation eines „deutschen Wir“ wiederum entgegen. Sie eigneten sich das Lied als eines ihrer musikalischen Symbole an (Schiller, 228-229).

Es versteht sich von selbst, dass mit dieser Zusammenschau weder eine Geschichte der deutschen Populärmusik noch ein historischer Überblick deutscher Identitätskonstruktionen geboten werden kann. Das ist auch nicht das Anliegen der Autorin, die nur beispielhaft auf einen vielschichtigen Identitätsdiskurs verweisen möchte.

Dennoch fällt Schiller mitunter in die eine oder andere „Identitätsfalle“. Diese Forschung wird schon längst von kritischen Stimmen (vgl. die Aufzählung entsprechender Literatur bei Dierse, 2018, 171-172) begleitet, die nicht nur vor einer inflationären Verwendung des Begriffs, sondern auch vor der Gefahr einer (notwendigen) Vereinfachung von Identitätsvorstellungen und der Verstärkung von Klischees durch deren wissenschaftliche Abhandlungen und das Zurechtlegen des Materials warnen. Sowohl bei der Auswahl der Beispiele als auch bei deren Interpretation schimmert die Vorstellung einer „Kulturnation“ durch, die durch gemeinsame Sprache und Geschichte definiert wird. Gerade der Bereich der Populärmusik böte reichlich Material (z.B. aus dem „deutschtürkischen“ Rap), um ein etwas bunteres Bild des Identitätsdiskurses zu geben. Wie Uffa Jensen im Jahr 2000 feststellte, gehen außerdem in

„vielen Diskursanalysen gerade widersprüchliche Quellenbefunde verloren, um die scheinbar allgemeinen Merkmale der Identitätskonstruktionen zu betonen.“

(Jensen, 2000)

Die Interpretation von *Poor Boy* der „Lords“ als Verschweigen des deutschen Traumas (bezogen auf die Zeit des Nationalsozialismus) wirkt doch

⁴ Joern Heitmann und KATAPULT Film. Auch das Cover der Maxi-Single bringt Screen-Shots aus dem Video.

⁵ Im Text wird auch die Zeile der Becher/Eysler Hymne *Auferstanden aus Ruinen* zitiert.

vereinfachend, insbesondere dann, wenn sie eine entsprechende hermeneutische Analyse der Musik nach sich zieht:

„[...] the highly repetitive character of the haunting tune can also be interpreted as an implied, but repressed, presence of trauma.“
(Schiller, 106)

Bei *Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien* zeigt sich die Autorin offenbar derartig angetan von der Tatsache, dass dieses Lied aufgrund einer fehlenden deutschen Hymne bei einem internationalen Radrennen in Köln 1949 spontan als Ersatz verwendet wurde, dass sie den Karnevalsschlager in die Tradition der Nationalhymnen einbaut und auch so interpretiert. Einerseits führt sie die Entstehung⁶ des Schlagers auf Herder zurück, um dieses Genre als Ausdruck des nationalen Charakters interpretieren zu können (Schiller, 65), andererseits analysiert sie das Lied im Sinne der im Grove Artikel *National Anthems* vorgeschlagenen Hymnen-Kategorien (Boyd, 2001). Konkret sieht sie den Schlager dem Marsch-Typus zugehörig. Damit wird die Möglichkeit vergeben, auf die Ironie, beziehungsweise die Protesthaltung alleine schon durch die Musik hinzuweisen. Das Lied entspricht nämlich keineswegs einem martialischen Hymnentypus, wie beispielsweise dem der Marseillaise, sondern ist ein mit Unterhaltungsmusik assoziierter Marsch-Fox. Die Reaktionen auf die Verwendung als Hymne sind in den Medien vermutlich nicht nur wegen des Textes entsprechend entrüstet (in der britischen *Times*) bis amüsiert (z.B. in einigen österreichischen Zeitungen wie *Neue Zeit*, Splitter, 1949).

Alles in allem ist Schillers Art der Auseinandersetzung mit Populärmusik auf jeden Fall lohnenswert.⁷ Sie regt dazu an, die Analyse dieses Material fortzusetzen.

Anita Mayer-Hirzberger, Wien

- Ahlers, M., & Jacke, C. (Hrsg.) (2017). *Perspectives on German Popular Music*. Routledge.
- Boyd, M. (2001). Art. National Anthems. In S. Sadie (Hrsg.), *The New Grove Dictionary of Music and Musicians* (Bd. 17, S. 654-655). Macmillans.

⁶ mit Verweis auf den Migrationsforscher Mark Terkessidis

⁷ Nicht zufällig werden zwei der hier untersuchten Titel mittlerweile für den Geschichtsunterricht empfohlen: *Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien* (Urbach, 2004);

- Dierse, U. (2018). Identität durch Geschichte? In J. Gruevska & K. Liggieri (Hrsg.), *Vom Wissen um den Menschen*. Philosophie, Geschichte, Materialität (S. 169-197). Verlag Karl Alber.
- Jensen, U. (2000). Rezension zu: Assmann, A., & Friese, H. (Hrsg.) (1998). *Identitäten*. Suhrkamp. / Niethammer, L. (2000). Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Rowohlt. In H-Soz-Kult, *Buchrezensionen* <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-5452>.
- „Paul van Dyk & Peter Heppner. Wir sind wir“ (2020, 23. Juli). In Goethe-Institut San Francisco. http://www.goethe.de/ins/us/saf/pro/stepintogerman/dmu/Paul_Dyk.pdf
- Schiller, M. (2018). Wie klingt die Bundesrepublik? Kraftwerk, Autobahn und die Suche nach der eigenen Identität. In U. Schütte (Hrsg.), *Mensch, Maschinen Musik. Das Gesamtkunstwerk Kraftwerk* (S. 34-49). C. W. Leske.
- Schütte, U. (Hrsg.) (2017). *German Pop Music. A Companion* (Companions to Contemporary German Culture, 6). De Gruyter.
- Schütte, U. (Hrsg.) (2018). *Mensch, Maschinen Musik. Das Gesamtkunstwerk Kraftwerk*. C. W. Leske.
- Splitter: Karnevalsschlager als Nationalhymne (1949, 9. Mai). *Neue Zeit*, 6. <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nzl&datum=19490509&query=%22Trizonesien%22&ref=anno-search&seite=6>
- Urbach, D. (2004). Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien. Ein Karnevalsschlager als Spiegel der Mentalitäts- und Politikgeschichte 1948. *Praxis Geschichte*, 17(5), 26-30.
- Woinckel, A. (2012). Neue Deutsche Welle. Musik als paradoxe Intervention gegen die „geistig-moralische Wende“ der Ära Kohl. In *Archiv für Sozialgeschichte*, 52, 455-490.
- Willis, P. E. (1974). *Symbolism and Practice. The Social Meaning of Pop Music*. (Stencilled occasional Paper, 13).
- Willis, P. E. (1978). *Profane Culture*. Routledge & K. Paul.
- Wir sind wir* wird vom Goethe-Instituts San Francisco als Anschauungsmaterial aufbereitet („Paul van Dyk & Peter Heppner. Wir sind wir“, 2020).

Empfehlung



Nomos



HERAUSGEGEBEN, EINGELEITET UND KOMMENTIERT
VON WOLFGANG DUCHKOWITSCH

Emil Löbl Kultur und Presse

Reihe *ex libris kommunikation*, Band 19
2017, 326 Seiten, Broschiert,
59 Euro
ISBN 978-3-8487-3961-5

Am Beginn des 20. Jahrhunderts war die Presse zu einem mächtigen Mitspieler in Staat und Gesellschaft geworden. Die Wissenschaft jedoch beachtete ihn damals noch kaum. Also versuchten Journalisten und Verleger dem Publikum die Bedeutung des Journalismus zu erklären. Es entstand die sogenannte ‚Praktikerliteratur‘.

Als die „wichtigste, sachlich und gedanklich reichste, anregendste und wirkkräftigste Schrift eines Praktikers“ gilt das 1903 erschienene Buch „Kultur und Presse“ von Emil Löbl, der Redakteur in Wien war. Löbl wollte damit auch die Grundlage für die wissenschaftliche Disziplin der Zeitungskunde schaffen.

Viele Gedanken Löbls, nicht zuletzt zur Wirkung der Presse, lesen sich ganz gegenwartsnah, auch wenn sie heutzutage auf neue Medien bezogen werden.

<https://www.nomos.de/>

nomos@nomos.de

Österreichische Post AG Info.Mail Entgelt bezahlt

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“ Währinger Straße 29, 1090 Wien